

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 66 (1946)  
  
**Artikel:** Das ausgestorbene Constaffelgeschlecht der Beyel  
**Autor:** Schnyder, Werner / Richard, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985601>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Das ausgestorbene Constaffelgeschlecht der Beyel.

I. Der Ahnherr Werner Beyel, † 1545.

Von Dr. Werner Schnyder.

---

Der Rat von Zürich hat am 1. Februar 1529 an Stelle des plötzlich verstorbenen Stadtschreibers Dr. iur. Wolfgang Mangold den Notar des bischöflichen Gerichtshofes Basel, Werner Beyel, gewählt. Der dreifache Wechsel von Beruf, Glauben und Wohnort hat sich nicht nur unter eigenartigen Umständen vollzogen. Er hat als Begleiterscheinung zudem ein archivarisches Kuriosum geschaffen, über das in der Literatur noch kaum ein Hinweis verlautet ist. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch eine Abklärung über die Streitfrage wegen der Herkunft Werner Beyels angezeigt erscheinen, die auf eine Verwechslung von Heimatsort und Geburtsort zurückzuführen ist.

Die Beyel oder Bygel, wie sich die Familie bis um 1700 benannte, stammten aus dem elsässischen, damals unter österreichischer Herrschaft stehenden Städtchen Sennheim. Geburtsort Werner Beyels aber war Rüsnacht am Zürichsee. Das Geburtsjahr läßt sich nicht mehr genau bestimmen<sup>1)</sup>. Die Familienchronik<sup>2)</sup> erzählt, daß sein gleichnamiger Vater als

<sup>1)</sup> Die Geburt soll nach eigenen Aufzeichnungen Werner Beyels in die Regierungszeit von Papst Alexander VI. gefallen sein und wäre also nach 1492 anzusetzen. Gegen diese Angabe sprechen indessen die beiden Tatsachen, daß Werner Beyel bereits 1508 zum Notar ernannt wurde und 1509 verheiratet war.

<sup>2)</sup> Die Familienchronik, die mit etwelcher Vorsicht zu benützen ist, befand sich zur Zeit Josias Simmlers, 1530—1576, noch im Besitze der Familie Beyel. Der von Simmler besorgte Auszug liegt auf der Zentralbibliothek Zürich, Ms. S. 22, Nr. 5.

ehemaliger erzherzoglich österreichischer Hofbeamter nach Rüsnacht übergesiedelt sei und sich mit Margareta am Stad verheiratet habe. Nach dem frühen Tode der Eltern habe sich der geweckte Knabe der besondern Gunst seines Taufpaten, des Komturs der Johanniterkommende Rüsnacht<sup>3)</sup>, erfreut. Es handelt sich um Komtur Werner Marti, der 1496 krankheits halber sein Amt aufgeben mußte, aber noch einige Jahre im Johanniterhaus Rüsnacht weiterlebte, wie aus seiner mehrmaligen Beteiligung an der Lotterie des Zürcher Freischießens von 1504 geschlossen werden kann<sup>4)</sup>.

Der Knabe erhielt in der Johanniterkomturei Rüsnacht bis zum achten Lebensjahr eine fürsorgliche Aufnahme. Auf diese Rüsnachtter Jugendzeit ist es nun zurückzuführen, wenn Werner Beyel sowohl beim Eintrag seiner Wahl in das Zürcher Ratsbuch<sup>5)</sup>, wie bei der Aufnahme ins Zürcher Bürgerrecht als von Rüsnacht stammend bezeichnet wird<sup>6)</sup>. Daß diese weit verbreitete Angabe jedoch auf einem Irrtum beruht, ergibt sich aus zahlreichen Unterschriften Beyels als Notar, wobei er jedesmal Sennheim als Heimatsort anführt.

Auf Komtur Martis Wohlwollen hin war es Werner Beyel sogar vergönnt, in Basel Jurisprudenz zu studieren. Er wird in der Universitätsmatrikel der Jahre 1507—1508 als „Wernerherus Bipennis<sup>7)</sup> ex Sennheim, famulus notarii Nicolai Haller“ aufgeführt<sup>8)</sup>. In der Amtsstube des Notars und Ratschreibers Haller im Hause „zum Falkenberg“ ist am 15. September 1508 auch die Ernennung Beyels zum apostolischen Notar vollzogen worden<sup>9)</sup>. Kurz darauf muß ferner die Wahl zum Notar der beiden bischöflichen Kurien, sowohl derjenigen

---

<sup>3)</sup> Die in der neuen Zwingli-Ausgabe, Band X, S. 1, vorgeschlagene Identifizierung mit dem spätern Komtur Konrad Schmid 1519—1531 fällt aus zeitlichen Gründen ganz außer Betracht.

<sup>4)</sup> Der Glückshafenrodel des Freischießens von Zürich, hg. v. Friedrich Hegi, Zürich 1942, Seite 127, Anmerkung 1.

<sup>5)</sup> Staatsarchiv Zürich, B VI 250, Bl. 269 v.: „Werner Byell von Rüsnacht“.

<sup>6)</sup> Zürcher Bürgerbuch, S. 381: „Werner Bygel von Rüsnacht ist zu Burger und Stattschryber angenommen und geschworen uff unser Frowen zur Lichtmes abit“ (1. Februar) 1529.

<sup>7)</sup> „Bipennis“ ist die lateinische Übersetzung des deutschen Wortes „Beil“.

<sup>8)</sup> Für den Aufenthalt Beyels in Basel siehe die ausführlichen Quellangaben bei Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, III, S. 45\*.

<sup>9)</sup> Eine Abschrift des Ernennungsaktes findet sich im StA Zürich, A 354. 2.

des Offizials über die ganze Diözese Basel, wie derjenigen des Erzpriesters über die Stadt Basel und die sieben freien Dörfer, erfolgt sein, denn er zeichnet bereits am 17. August 1509 in dieser Amtsstellung<sup>10)</sup>. Beyel diente ferner der Universität Basel als Protokollführer und 1526 übertrug ihm die Familie Reich von Reichenstein das Amt eines Schaffners. Werner Beyel unterschrieb die von ihm ausgestellten Urkunden mit folgendem Wortlaut: „Ego Wernherus Bygel de Sennheim, clericus Basiliensis dyocesis, cum unica et virgine coniugatus, sacra apostolica auctoritate publicus necnon venerabilium curiarum ecclesiasticarum Basiliensium collateralis notarius et scriba iuratus“<sup>11)</sup>. Die dabei verwendete Ausdrucksweise „cum unica et virgine coniugatus“ ist nicht weiter verwunderlich, denn die Verheiratung von Klerikern, die nur die niedern Priester-Weihen empfangen hatten, war damals keine Seltenheit<sup>12)</sup>. Doch steht der Familienname der Ehefrau, Margaretha Rieher oder Ryhiner, nicht sicher fest<sup>13)</sup>. Werner Beyel hatte bei der Zunft „zur Gartnern“ Aufnahme gefunden und war 1515 als Zünfter zum Zug in die Lombardei aufgeboten worden.

<sup>10)</sup> StA Zürich, A 354, Bistum Basel, Mappe 2.

<sup>11)</sup> Erstmals am 17. August 1509, StA Zürich, A 354, Bistum Basel, Mappe 2.

<sup>12)</sup> Ein anderer Notar, Johannes de Ehl, bezeichnet sich 1403—1407 mehrmals als „clericus uxoratus“, vgl. StA Zürich, C II 10, Nr. 166; Stadtarchiv Zürich, IA, Nr. 274; Rud. Thommen, Urk. aus österr. Archiven II, S. 474, Nr. 651. Dagegen benennen sich sowohl Gregorius Brunswiler 1483 als auch Johannes Stamler 1541 wieder „clericus coniugatus“, StA Zürich, C II 16, Nr. 433 und C II 6, Nr. 300.

<sup>13)</sup> Nach der Familienchronik wäre Beyel mit Margaretha Rieher, einer Schwester der beiden Chorherrn Eucharis und Jakob Rieher verheiratet gewesen. Jakob Rieher ist tatsächlich als Chorherr des Basler Stiffts St. Peter bezeugt, während Eucharis Gewantmann war, vgl. Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation, hg. v. Paul Roth, Bd. I, S. 204—205, II, S. 360.

Andererseits bezeichnet der Basler Stadtschreiber Heinrich Ryhiner am 22. Oktober 1532 den Zürcher Stadtschreiber Werner Beyel als seinen Schwager, StA Zürich, A 230. 3, Akten zum 2. Kappelerkrieg, so daß August Burckhardt in Beyels Gattin die Schwester von Heinrich Ryhiner erblickte, vgl. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde II, Basel 1903, S. 37.

Der Eintrag im Zürcher Totenbuch vom 31. Januar 1552 „Margaretha Ryeherin“ vermag zur Zuweisung zu einem der beiden ähnlich lautenden Geschlechtsnamen Rieher und Ryhiner ebenso wenig eindeutigen Aufschluß zu geben.



Der bischöfliche Notar hatte bereits volle zwanzig Jahre zur Zufriedenheit und mit großer Sachkenntnis seines Amtes gewaltet, als ihn die Zuneigung zur reformierten Lehre mit seiner Stellung als Beamter des Bischofs von Basel in nicht geringe Gewissensnot versetzt haben mochte. Wie wenn er eine Ahnung von den kommenden schweren Ereignissen in Basel gehabt hätte, richtete Beyer am 2. Januar 1529 an Ulrich Zwingli und am 4. Januar an den bereits früher nach Zürich übergesiedelten Konrad Pellikan Bittbriefe um Berücksichtigung bei der Besetzung der frei gewordenen Stadtschreiberstelle in Zürich<sup>14)</sup>. Bei diesem Anlaß fügte er zum erstenmal seiner Unterschrift das Adjektiv „Tigurinus“ bei. Wohl am eindringlichsten wirkte aber das Empfehlungsschreiben von Johannes Dekolampad an Ulrich Zwingli, worin Beyer nicht nur als tüchtiger Notar, sondern auch als zuverlässiger Anhänger der neuen Lehre zur Wahl empfohlen wird<sup>15)</sup>. Dieses Argument bewog auch Zwingli, für Beyer einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch die Feindschaft der selbstbewußten Familie des Gegenkandidaten — es handelt sich wahrscheinlich um Hans Edlibach, den Sohn des Chronisten Gerold Edlibach<sup>16)</sup> — zuzuziehen. Mit einer kleinen Stimmenmehrheit fiel Beyer im Geheimen Rat der Sieg zu.

Es ist nun von besonderer Bedeutung, daß die Uebersiedlung des neuen Stadtschreibers Werner Beyer nach Zürich, die bald nach dem 1. Februar 1529 erfolgt sein muß, mit dem Basler Bildersturm vom 9. Februar 1529 zeitlich zusammenfällt. Ob sich dabei Beyer bewußt vom Gedanken leiten ließ, die nach

---

<sup>14)</sup> Vom Schreiben Werner Beyers an Ulrich Zwingli, das in der neuen Zwingli-Ausgabe, Band X, S. 1, Nr. 791, abgedruckt ist, enthält die Mappe A 354.2 zwei Entwürfe. Eben da liegen die Vorlagen für die Schreiben an Konrad Pellikan und einen andern, unbekannten Adressaten, ferner ein Entschuldigungsschreiben vom 30. Januar 1529 der beiden Basler Ratsherren, des Münzmeisters Wolfgang Alder und des Goldschmieds Balthasar Angelradt, daß sie wegen dringender Geschäfte nicht ein zweites Mal mit Beyer nach Zürich reisen könnten. Diese Materialien sind bei der Edition der Zwingli-Ausgabe nicht herangezogen worden.

<sup>15)</sup> Zwingli Ausgabe, Band X, S. 4, Nr. 792.

<sup>16)</sup> Hans Georg Wirz: Zürcher Familienschicksale im Zeitalter Zwinglis, Zwingliana, Band VI, S. 551 ff. In diesem Zusammenhang wird die von J. C. Mörikofer, Ulrich Zwingli, 2. Teil, Leipzig 1869, S. 129, vertretene Ansicht, wonach der Konkurrent der damalige Unterschreiber Burkhard Wirz gewesen sei, mit guten Gründen abgelehnt.

Zürich mitgeführten Basler Archivalien vor der Zerstörung zu retten oder ob er von vorneherein beabsichtigte, sich für den neuen Wirkungskreis Mustervorlagen der verschiedensten Arten von Urkundenausfertigungen zu verschaffen, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Das Entscheidende ist und bleibt, daß Beyer Entwürfe und Abschriften von in seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit als Notar ausgestellten oder vidimierten Urkunden nach Zürich gebracht und der Zürcher Stadtkanzlei überlassen hat. Diese Materialien sind heute Eigentum des Staatsarchivs Zürich und werden unter der Bezeichnung A 354, Bistum Basel, Mappe 2, aufbewahrt. Um ihre Bedeutung zu ermessen, haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß das bischöfliche Gericht für jeden Angehörigen des Bistums Basels frei und offen war. Das Tribunal auf dem Münsterplatz diente vor allem als Beurkundungsinstanz. Dies war ja auch das eigentliche Wirkungsfeld von Notar Werner Beyer. Die Vielgestaltigkeit dieser Tätigkeit tritt schon rein äußerlich in den Titelüberschriften hervor. Es erscheinen die verschiedensten römisch-rechtlichen Urkundengattungen: *instrumenta appellationis, citationis, constitutionis, emptionis, investiturae, obligationis, ordinationis, sententiae, traditionis und venditionis*, aber auch Tarife für die Erhebung der entsprechenden Gebühren<sup>17)</sup>.

Neben den verschiedenen Urkundenformen ist es aber namentlich das ansehnliche Namensgut, das weitere Kreise interessieren dürfte. Es treten nicht nur Stadtbürger und Landbewohner in Erscheinung, sondern es sind gerade die Adelskreise, die weltliche und klösterliche Geistlichkeit und nicht zuletzt die Vertreter der Basler Hochschule, welche das bischöfliche Hofgericht bevorzugt haben. So wird der Geschichtsforscher, der sich mit der Personen- und Lokalgeschichte Basels und seiner nähern und weitem Umgebung von 1508—1529 befaßt, auch diesen Zürcher Archiv-Bestandteil in sein Blickfeld ziehen müssen<sup>18)</sup>.

<sup>17)</sup> Da sich einzelne Abschriften auf Stücke beziehen, die bis ins Jahr 1287 zurückreichen, so ergibt sich auch für die Edition von Urkundenbüchern eine kleine Ausbeute.

<sup>18)</sup> Den Hauptteil des bischöflichen Archives hat indessen der Bischof von Basel 1529 bei seinem Wegzug nach Pruntrut mitgenommen. Es wurde 1792 beim Einfall der Franzosen nach Konstanz, später nach St. Pölten bei Wien geflüchtet und konnte erst 1818 wieder in die Schweiz zurückgeführt werden. Der Basel betreffende Teil liegt seither im Staatsarchiv Basel-Stadt, Repertorium S. 477—480. Der bernisch-jurassische Bestand wurde 1898 von Pruntrut nach Bern übergeführt und dem Staatsarchiv Bern einverleibt.

Als Zürcher Stadtschreiber wurde Werner Beyel ein volles Maß Arbeit zuteil. Der neue Amtsinhaber erhielt noch im gleichen Monat Februar 1529 Gelegenheit, seine Rechtskenntnisse unter Beweis zu stellen<sup>19)</sup>. Vom 22. bis 25. Februar 1529 lief in Luzern der Prozeß mit dem Pamphletisten Dr. Thomas Murner, wobei Werner Beyel dem Zürcher Gesandten Hans Wegmann als iuristischer Berater beizustehen hatte. Sein Tagebuch über diese Verhandlungen erweist sich heute noch als eine vorzügliche Auskunftsquelle<sup>20)</sup>. Nachdem Beyel diese Feuerprobe bestanden hatte, wurde er nun öfters den Zürcher Boten Diethelm Röist und Rudolf Thumisen bei wichtigen Traktanden der eidgenössischen Tagsatzung als Berater beigegeben. So war Beyel dabei, als am 22. September 1529 in Baden der Weibrief zum ersten Landfrieden abgefaßt wurde. Beyel ging anfangs Januar 1530 mit nach Straßburg zum Abschluß des „christlichen Burgrechts“ mit der Stadt Straßburg und wirkte im Mai und August 1530 bei der vertraglichen Regelung der Schirmorte Zürich und Glarus mit den Gotteshausleuten von St. Gallen mit. Ihn sandte der Zürcher Rat zusammen mit Bürgermeister Röist nach Basel zur Aufrichtung des „Hessischen Verstands“, des christlichen Verständnisses der Städte Zürich, Basel und Straßburg mit Landgraf Philipp von Hessen vom 18. November 1530. Der Zürcher Stadtschreiber erschien im Sommer 1531 auf drei Tagsatzungen in Bremgarten, im September in Aarau und noch anfangs Oktober 1531 in Bern. Da verursachte der Tod Ulrich Zwinglis auf dem Schlachtfeld von Kappel auch für Werner Beyel einen plötzlichen Wechsel der Verhältnisse. Beyels außenpolitische Tätigkeit war zu Ende. Er erscheint auf keiner einzigen gemeineidgenössischen Tagsatzung mehr. Offenbar hat der Stadtschreiber als engster Mitarbeiter Zwinglis gegolten und konnte nach dem folgenschweren Waffengang von Kappel bei der nun vermittelnden Politik des Zürcher Rates gegen außen nicht mehr in vorderster Linie auftreten.

Um so intensiver widmete sich jetzt Stadtschreiber Werner Beyel den engeren Aufgaben seines Amtes. Wer im Staatsarchiv Zürich die Abteilung Satzungs- und Verwaltungsbücher, B III, durchgeht, wird ab und zu auf die Spuren von Werner Beyels Tätigkeit stoßen. Der Stadtschreiber regte nicht nur

<sup>19)</sup> Für das Folgende vgl. Eidgenössische Abschiede, Band IV. 1 b.

<sup>20)</sup> StA Zürich, E I 10.1, Kirchenakten betr. Religions Schmähungen.

die Anlage von Formularbüchern an<sup>21)</sup>. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Kodifikation von Rechtsbüchern. 1534 gab Beyel dem Amtsrecht der Herrschaft Rnonau, 1538 demjenigen der Herrschaft Regensberg die neue Fassung<sup>22)</sup>. 1539 wurde die geltende Gesetzgebung des Zürcher Rates in einem neuen Band angelegt, der seines dunkeln Ledereinbandes wegen heute den Namen „Schwarzes Buch“ trägt<sup>23)</sup>. Die große Bedeutung, die diesen Arbeiten zugemessen wurde, kommt auch äußerlich zum Ausdruck. Diese Rechtsbücher sind nicht auf Papier, sondern auf dem haltbareren Beschreibstoff, dem Pergament, geschrieben.

Die künstlerische Ausführung der Titelblätter wurde jeweiligen dem bekannten Maler Hans Asper übertragen. Als Motiv bediente sich Asper der heute noch üblichen Verwendung der beiden Löwen als Schildhalter<sup>24)</sup>. Der darüber angebrachte Reichsadler mit der Reichskrone ist nach der Loslösung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reich 1648 in Abgang gekommen. Die poetische Fassung geht wohl auf Werner Beyel selber zurück. Ein anderes Erzeugnis seiner Lust zum Verseschmieden schmückte seit 1540 die Bürgerstube des Rathauses Zürich. Es hat folgenden Wortlaut<sup>25)</sup>:

Bist dultig, das ist myn Raat,  
Wann dir din Swalt und Ampt angadt,  
Das dich nit haßte jederman,  
Dir gschech, wie der andern ouch sunst tan.  
Rein Teil besunder laß dich hören,

<sup>21)</sup> StA Zürich, B III 27. In diesem Formularbuch „wegen frömbder und eigner, miner gnädigen Herren Collaturen“ findet sich auf Bl. 11 ein Empfehlungsschreiben Werner Beyels vom 25. Februar 1536 an Abt Ludwig von Einsiedeln, worin er für seinen Bruder Caspar Beyel in Anbetracht seiner zahlreichen Kinderschar um Versetzung von der schlecht besoldeten Pfarrpfründe von Weiningen nach Schwerzenbach nachsucht (Freundl. Hinweis von Herrn Staatsarchivar Dr. Anton Largiadèr). Der Plan kam zwar nicht zur Ausführung. Dafür wurde Caspar Beyel 1537 Pfarrer der Gemeinde Buchs im Furttal, starb aber bereits 1542.

<sup>22)</sup> StA Zürich, B III 72 und 76.

<sup>23)</sup> StA Zürich, B III 4.

<sup>24)</sup> Diese heraldischen Miniaturen sind eingehend beschrieben von Diethelm Freß, im Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1923, S. 215—17 und Walter Hugelshofer, in Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. XXX, Heft 4, S. 91/92.

<sup>25)</sup> Zentralbibliothek Zürich, Ms. S. 22, Nr. 5.



Der andren Thun dargägen hören.  
Im Urteylen bist nit zu gaach,  
Bedänk dich woll, dring nit uff Raach,  
Dann hüzig, unbedachter Raat  
Vil Land und Lüt verderbet hat.  
Bracht sie in Not und dört in der Sell,  
Davor uns Got all bewaren wöll.

1540

Werner Bygel.

Stadtschreiber Werner Beyel starb im Jahre 1545. Gleichzeitig mit der Bestellung seines Nachfolgers Hans Escher wurde Werners Sohn, der bisherige Rechenschreiber Hans Jakob Beyel, am 7. Oktober 1545 zum Unterschreiber gewählt. Diese Wahl war in der Meinung erfolgt, daß der Sohn seine Mutter auf eigene Kosten ohne weiteren Zuschuß durch die Stadt erhalte<sup>26)</sup>. Ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß der letzte männliche Nachkomme, Dr. Franz Beyel-Stähelin, wieder in Basel lebte und 1942 auch dort gestorben ist. So hat sich der Ring wieder geschlossen.

## II. Die Nachfahren von Werner Beyel.

Von Dr. Emil Richard, Gersau.

### Einleitung.

Dr. Christian Beyel, der am 16. Januar 1941 im 86. Altersjahr starb, und Dr. Franz Beyel, der schon ein Jahr später am 23. März 1942 seinem Vater im Tode folgen mußte, waren die beiden letzten männlichen Abkömmlinge eines seit 1529 der Gesellschaft zur Constaffel angehörenden Zürcher Geschlechtes. Viele Leser kannten sie wohl persönlich und erinnern sich auch noch der Nachrufe an die beiden lebenswürdigen Constaffler. Dagegen wird es wohl nur Wenigen bekannt sein, daß Dr. Christian Beyel in den Jahren 1924—1938 unter vier Malen Lebenserinnerungen geschrieben hat. Sie sind dieses arbeitsamen Mannes letztes und vielleicht auch verdienstvollstes Werk.

<sup>26)</sup> StA Zürich, B VI 256, Ratsmanual 1545, Bl. 156.



Nach dem Tode des Sohnes wurden sie mir von der betagten Mutter, einer entfernten Verwandten meiner Frau, zur beliebigen Verwendung übergeben. Diese umfangreichen, mit zierlicher kleiner Schrift von Hand geschriebenen Aufzeichnungen würden zusammen ein Buch von mehreren hundert Seiten füllen. Sie bilden aber kein zusammenhängendes Ganzes; jede Fassung ist vielmehr ein wieder anders aufgebautes selbständiges Opus. Um daraus ein einheitliches, abgerundetes Buch zu machen, wäre eine gründliche Uebersarbeitung notwendig. In meinen beiden Vorträgen, die ich in der Gesellschaft zur Constaßel am 8. März 1944 und 7. März 1945 hielt, und deren leicht verkürzte Wiedergabe die folgende ist, wollte ich mich darauf bescheiden, in freier Benützung des reichhaltigen Materials den Hörern einen Einblick zu geben in das Werden und Vergehen eines vierhundert Jahre alten Constaßelgeschlechtes.

### 1. Die zehn ersten Generationen.

Der aufgeschlossene Sinn für die kirchliche Reformation hat Werner Beyel, dem Ahnherrn des Zürcher Geschlechtes Beyel, 1529 zur Würde eines Stadtschreibers der Stadt Zürich verholfen. Diese positive Einstellung zu Kirche und Theologie übertrug sich auf zahlreiche seiner männlichen Nachkommen. Von den nächsten zehn Generationen haben nicht weniger als neun reformierte Pfarrer hervorgebracht. Ein Einblick in den Katalog der Zürcher Zentralbibliothek ergibt, daß sie meistens das Bedürfnis empfanden, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. Es zeigt dies, daß die Beyel stets als ehrbare Bürger der Republik Zürich ihres Amtes mit Eifer walteten, keine politischen oder sonst weltbewegenden Taten vollbrachten, aber über allerlei Dinge sinuierten und nachgrübelten, über welche sich die Mehrzahl der Menschen keine besonderen Gedanken macht. Das ländliche Pfarrhaus brachte eine gewisse behagliche Breite in die Lebensführung mit sich, machte die Angehörigen nicht reich an weltlichen Gütern, hielt sie aber auf der geistigen Höhe ihrer Zeit fest. Durch Pfarrer Hans Conrad Beyel, 1769—1811, kam ein neues Element in die Familie: Der Pietismus. Pfarrer Beyel war ein ernster Mann, den sein eigenes Schuldbewußtsein oft so bedrückte, daß er nur mit Mühe auf die Kanzel zu bringen war. Diese selbstquälerische, zu Depressionen geneigte Gemüts-

art ging auf seinen ältesten Sohn, den Pfarrer Heinrich Beyel, 1804—1874, über, der hervorragend begabt war, aber schwer an sich und seinem Leben trug — trotz aller Menschen- und Christusliebe, die ihn beseelte. Das Gefühl der Verantwortlichkeit war fast krankhaft entwickelt. Dieser düstere Zug in der Familie war wohl teilweise ein Erbteil protestantischer Pfarrergeschlechter, die während Jahrhunderten um der Seele Seligkeit sich mühten, um das Dogma stritten und dabei sich dem praktischen Christentum entfremdeten. Es war daher ein Glück für die Familie Beyel, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Versippung mit der Schaffhauser Familie Kirchhofer neues Blut hereinbrachte.

## 2. Der Einschlag der Kirchhofer.

Am 24. Oktober 1803 fand in der Kirche der Thurgauer Gemeinde Schlatt bei Dießenhofen eine Doppelhochzeit statt: einerseits zwischen dem schon erwähnten Hans Conrad Beyel, Pfarrer zu Bernegg im Rheintal, und Elisabetha Kirchhofer von Schaffhausen, und anderseits zwischen deren Bruder Melchior Kirchhofer, Pfarrer der Gemeinde Schlatt, mit Elisabetha Kunigunda Peyer von Schaffhausen.

Der Vater dieser beiden Kirchhofer, der ehemalige Rektor Melchior Kirchhofer, lebte wie ein Patriarch im Kreise seiner zahlreichen Enkel in seiner Pfundwohnung im „Kirchhof“ zu St. Johann in Schaffhausen und konnte noch am 26. September 1836 bei guter Gesundheit seinen 100. Geburtstag feiern. Melchior, der einzige Sohn, hatte in den 1790er Jahren in Marburg Theologie studiert und war dort in Jung-Stillings Haus auf's liebeichste aufgenommen worden, was in der Folge zu einem innigen Verhältnis zwischen den beiden Familien führte. Die vier sehr gebildeten Schwestern Melchiors, die in enger Bekanntschaft und Korrespondenz mit den Frommen der ganzen Schweiz standen, traten nun auch mit Jung-Stilling in Verbindung und verschafften ihm in der Schweiz viele neue Freunde. Dies war die Einleitung zu dessen ersten Schweizer Reise, die zu einem förmlichen Triumphzug wurde. Anfangs März 1801 kam Jung-Stilling nach Schaffhausen, wurde von Kirchhofers mit Jubel aufgenommen, machte in der Stadt einige Augenoperationen, besuchte auch

den Rheinfall und soll dort voller Entzücken ausgerufen haben: „Ich weiß kein Land, das so gute und edle Menschen enthält.“ Bis Ende April reiste er, teilweise in Begleitung von Melchior Kirchhofer, über Winterthur, Zürich, Baden, Bofingen und Basel. In der kurzen Zeit seines Schweizer Aufenthaltes hatte Jung-Stilling 72 Starblinde operiert und damit die Zahl seiner bis dahin nachgeführten Operationen auf 2000 aufgefüllt. Rechnungen stellte er keine, bekam aber viele Geschenke und Liebesandenken, was ihn indessen nicht davor bewahrte, hie und da in Geldnot zu kommen.

Wie im „Kirchhof“ zu Schaffhausen der Vater, so pflegte der Sohn Melchior Kirchhofer nach der Uebersiedlung ins Pfarrhaus Stein am Rhein eine fröhliche Gastfreundschaft. Während aber seine Schwestern im Geiste Lavaters und Jung-Stillings den Mittelpunkt eines frommen Kreises bildeten, wandelte sich Melchior Kirchhofer mit der Zeit mehr und mehr nach der rationalistischen Seite. Mörikofer meint, er habe es sich zur Ehre angerechnet, Mystizismus und Katholizismus zu bekämpfen. Bekannt wurde er durch seine kirchenhistorischen Studien sowie durch die wertvolle Sammlung von Manuskripten und Abschriften zur Kirchengeschichte, die unter seinem Namen in Schaffhausen aufbewahrt wird und insbesondere für die Reformationsgeschichte eine Fülle wertvollen Materials bietet.

Der andere an der Doppelheirat von 1803 beteiligte Ehemann, Pfarrer Hans Conrad Beyel, starb schon nach zehn Jahren mit Hinterlassung von vier Waisen — zwei Knaben und zwei Mädchen — die mit der jungen Witwe in ihr Vaterhaus, den „Kirchhof“ zurückkehrten und dort liebevolle Aufnahme fanden. Der Historiker J. C. Mörikofer, dessen erste Frau, eines dieser Waisenmädchen war, gibt uns einen kostbaren Einblick in dieses gottbegnadete Familienleben: „Alle Glieder der Familie spendeten den einziehenden vaterlosen Kindern den gleichen Blick teilnehmender und schonender Liebe, als der Großvater sie zu sich rief, um eine mühsam erworbene, sorgenfreie Existenz mit ihnen zu teilen. Obgleich dieser in vielfacher Verbindung mit Angesehenen und Hochgestellten war, blieb er doch in bisheriger, strenger Einfachheit. Allein, je älter er wurde, desto weniger rechnete er, wenn das Herz ihn ermahnte, Liebe zu üben. Als höchst umgänglicher, heiter und behaglich unter-

haltender, unendlich wohlwollender Mann hatte er für alle Klassen und Arten von Menschen — hoch und niedrig, gebildet und ungebildet — stets Haus und Herz offen. So war der „Kirchhof“ ein viel besuchtes Heim, das, als endlich auch die Enkel herangewachsen waren, in drei Generationen eine große Mannigfaltigkeit geistiger Individualitäten bot und zugleich für alle religiösen, menschenfreundlichen und geistigen Interessen eine vielseitige Empfänglichkeit aufwies. Wer daher mit diesem Kreise sich einmal vertraut gemacht hatte, blieb ihm für immer treu zugetan. Durch den oft im Vaterhause weilenden Sohn Melchior, der ebenso durch Würde und gesellige Freundlichkeit ausgezeichnet war wie durch gründliche Gelehrsamkeit, gewann der „Kirchhof“ auch für die Männer der Wissenschaft eine höhere Bedeutung. Durch die Beyelschen Kinder endlich fand sich ein Anknüpfungspunkt für alle schönen und erfreulichen Beziehungen mit dem jüngeren Geschlechte. So ist es durch den guten Geist des Hauses gekommen, daß sich mehrere der wertvollsten freundschaftlichen Verbindungen bis in die dritte Generation vererbt und verjüngt haben. Ueberhaupt fanden sich in diesem Kreise die verschiedensten Menschen auf irgend eine Weise angesprochen. Denn unbefangen, human und anspruchslos nahm man in ihm jede Persönlichkeit, wie sie war, und ließ sie gewähren. Bei aller Entschiedenheit religiöser und gesellschaftlicher Ansichten wurden doch auch sehr abweichende Lebensanschauungen geduldet und geschont, weil Liebe und Schonung im Innern des Hauses selbst die verschiedenen Kräfte zum zarten und friedlichen Gleichgewicht gebracht hatte. Unter solchen Elementen fühlte sich jedermann auf dem alten „Kirchhof“ wohl, und er ist daher für einzelne empfängliche Gemüter zur zweiten Heimat geworden.“

Dr. Christian Beyel fügte diesem ansprechenden Erguß Möriköfers noch bei: „Ich wollte diese anmutige Schilderung eines Pietistenkreises aus dem Ende des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht unterdrücken. Wenn ich noch hinzufüge, daß alle diese Menschen, die da im urgroßväterlichen Hause zusammenkamen, zahlreiche Briefe schrieben, Tagebücher führten, die Bibel lasen, über ihre Beziehungen zu Gott nachdachten, ihr Gemüts- und Seelenleben erforschten — so fragt der heutige Mensch mit Erstaunen: wie fanden sie nur Zeit zu all diesen Dingen? Nun: einmal war man damals



als gebildeter Mensch noch nicht genötigt, alles zu wissen, was in den letzten hundert Jahren als „Bildungsmaterial“ aufgestapelt wurde und jetzt den „Kulturmenschen“ des 20. Jahrhunderts — oft recht nutzlos — belastet. Heute wird der Ausweis einer Wissensbildung verlangt nebst der behördlichen Quittung dafür in Form eines Zeugnisses oder Diploms. Männlein und Weiblein streben in gleicher Weise nach diesem Schein, und das braucht Zeit. Viel Zeit brauchen wir auch für die Zeitungen, die Politik und allerlei Bildungserfatz, womit spekulative Menschen uns beglücken. Da reicht es nicht mehr zu jener Gemüts- und Herzensbildung, die sich auf ein feines inneres Seelenleben gründet. Und noch eine andere Frage drängt sich auf: Wo nahmen die Menschen das Geld her für eine so ausgedehnte Gastwirtschaft? Nun, aus Briefen und Berichten ersehe ich, daß die Lebenshaltung einfach und billig war. Bei der vorherrschenden Naturalwirtschaft war das Land mit seinen Produkten auf die Stadt als Abnehmer angewiesen, und die Städter hatten noch eigene Gärten und Weinberge, die manche Bedürfnisse deckten. Dann fiel so ziemlich alles fort, was wir heute auf Reisen, in Sommerfrischen und dergleichen ausgeben. An deren Stelle traten die gegenseitigen Besuche vom Land in die Stadt und von Stadt zu Stadt. Zu diesem regelmäßigen Besuchsverkehr, der sich auf den Umkreis der Städte Schaffhausen, Winterthur, Zürich, Frauenfeld, Stein am Rh. und Konstanz beschränkte, kam noch der Empfang von Gästen, die aus der Fremde größere Reisen unternahmen; dies war eine wichtige Sache und geschah nicht oft im Leben. Wer auf eine solche Reise ging, dem waren nicht wie heute die Gasthäuser und die Sterne im Bäderbuch die Hauptsache, sondern die Besuche bei hervorragenden Männern und die Berührung mit geistesverwandten Kreisen; da wurden auf weite Entfernungen Verbindungen angeknüpft, die oft in bleibende Beziehungen übergingen. Die Schichten, denen diese Leute angehörten, waren hervorragend durch ihre Bildung, einheitlich in ihrem Standesgefühl, das ihnen Verpflichtungen auferlegte; aber sie waren nicht reich und hatten auch nicht den Drang in sich — wie die heutige Menschheit — reich zu werden. Die Kapitalwirtschaft war noch wenig entwickelt. Der Städter hatte seinen Besitz in Häusern oder Landgütern angelegt, in Schmuck, Bildern und Kostbarkeiten. Vielleicht hatte er überdies einige



Zinsbauern, mit denen er in patriarchalischem Verhältnis stand und die öfters auch in Naturalien zahlten. Diese wertbeständigen Anlagen blieben manchmal durch Generationen in den Familien und sicherten einen mäßigen Wohlstand. Der Anreiz zu Spekulationen fiel ganz fort; die Papierwirtschaft, mit der heute der Bankier an jedermann herantritt, war erst im Entstehen begriffen und beschränkte sich auf enge Geschäftskreise. Daher war auch der Geldgeist noch keine Macht geworden, die das Sinnen und Denken der Menschen beherrschte. Die Familie war ein geschlossener Wirtschaftsbetrieb, in dem jedes Glied seine besondere Aufgabe hatte und in dem gar vieles geschaffen wurde, was heute von außen für Geld in das Haus gebracht werden muß. In diesen Betrieb fügte sich der Gast ein, und es bedurfte für ihn keines außergewöhnlichen Mehraufwandes. Nur so kann man verstehen, wie Männer, deren Arbeitseinkommen recht bescheiden war, stets für Gäste ein offenes Haus haben konnten. Immerhin kam bei Papa Kirchhofer dazu, daß er ein praktischer Mann war, der bei seiner zahlreichen Familie und den Verpflichtungen, die er den Enkeln gegenüber einging, nicht die Hände in den Schoß legte und wartete, bis es vom Himmel Geld regnete. Er betrieb nebenbei ein Bücher-Auktionsgeschäft — eine Art Antiquariat — das ihm ein sorgenloses und behagliches Dasein brachte. Dabei war ihm das unbedingte Vertrauen in seine Redlichkeit behilflich. Dieses Vertrauen war so groß, daß während der Revolution der Abt von Salmansweiler und die Nonnen von Villingen ihre Schätze in sein Haus flüchteten; nebenbei bemerkt ein Zeichen, daß man im „Kirchhof“ auch den Katholiken gegenüber mild und verständnisvoll eingestellt war und ihnen das Haus nicht verschloß. So hatte Papa Kirchhofer, der weder ein besonders begabter noch ein gelehrter Mann war, auch in weltlichen Dingen eine gesegnete Hand und hinterließ seiner Familie ein für damalige Begriffe ordentliches Vermögen. Erst in seinen letzten Lebensjahren machte sich bei ihm die Last des Alters etwas fühlbar — doch fern von Kindlichkeit. Ein Familienbild zeigt ihn noch an seinem hundertsten Geburtstage im Kreise von Unterweisungsschülern. Die Vaterstadt und die Behörden des Kantons beteiligten sich durch sinnige Gaben an dem Säkularfest und die Erinnerung an diesen schönen Tag blieb noch lange Zeit in der Familie lebendig.

Dr. Ch. Beyel schließt die interessante Orientierung über den Familienbetrieb im „Kirchhof“, wo die von seinem früh verstorbenen Großvater hinterlassenen vier Kinder so wohlthuende Unterkunft und Erziehung fanden, mit nachfolgenden Betrachtungen: „Beim Lesen der gefühlvollen Briefe der früheren Generation habe ich oft den Eindruck, als ob man in Schaffhausen während der ganzen Zeit vom letzten Drittel des 18ten Jahrhunderts bis weit in das erste Drittel des 19ten Jahrhunderts keinen Sinn für das Weltgeschehen ringsum gehabt und diese Weltenwende vollständig verschlafen habe. Die Stillen im Lande redeten und träumten von himmlischen Dingen, liebten sich herzlich, übten praktisches Christentum, waren weder stolz noch herrschsüchtig und saßen wie in einer idyllischen Oase, während die Welt ringsum verwüstet wurde, wenn brutale Gewalt, Raub und Mord an der Tagesordnung waren. Ab und zu streifte auch einmal ein Stück Weltereignisse die kleine Stadt. Am Ende des Jahrhunderts ließen sich die Franzosen am Rheine sehen, brandschakten und plünderten in gewohnter Weise und brachten so Stadt und Kanton in Finanznöte. Auch besuchte einmal der Zar Schaffhausen. Junker Im Thurn lud ihn zu einem Balle ein, zu dem er allergnädigst seinen Adjutanten schickte. Man zeigte natürlich dem Herrscher aller Reußen den Rheinfluss, und der Fährmann hatte Mühe, den Monarchen über den Strudel zu bringen. „Hocket ab, Majestät“, soll er gesagt haben, als diese — trotz ihrer großen Machtfülle — recht angstvoll im kleinen Schiffe sich benahm. Vom Kriege merkte man sonst wenig. Wohl kanonierten in der Umgebung der Stadt die Österreicher und Russen ein bißchen. Doch was man sah und erlebte, waren ja nur ganz unbedeutende Episoden in der großen Umwälzung, die damals die Welt erschütterte. Bis die Wellen des großen Erdbebens in ihren äußersten Ausläufern nach der stillen Klause im „Kirchhof“ kamen, waren sie kaum mehr spürbar und regten die Menschen nicht mehr stark auf. Diese sind darum nicht zu tadeln, sondern eher glücklich zu preisen. Und man mag sich dabei auch daran erinnern, daß in gleicher Weise unsere klassischen Dichter und Philosophen sich vom wüsten Kriegslärm jener Zeiten ebenfalls nicht übermäßig beeinflussen ließen. In kleinen Kreisen hat man die Gedanken gesponnen, die für den Neubau der Gesellschaft grundlegend wurden, nachdem das ganze Geschlecht der

Emporkömmlinge aus der Revolutions- und Kriegszeit von einer höheren Hand zerschmettert war. Daraus darf man wohl den tröstlichen Schluß ziehen, daß das Wahre und Große zuerst immer nur von wenigen erfaßt wird, und daß sich in kleinen Gemeinschaften das Feuer eines heiligen Geistes entzündet, der nach Zeiten der Gewalt und des Zusammenbruchs die Welt wieder neu aufbaut und einer höheren Stufe entgegenführt.“

So meldete sich auch in unserer kleinen Schweiz nach der napoleonischen Zeit und den Umstellungen, die sie mit sich brachte, ein neues Geschlecht zum Worte, das mit den Waffen des Geistes kämpfte und die neue staatliche Ordnung mit diesem neuen Geiste zu erfüllen suchte. In diesem Sinne hat auch das 1803 und 1808 geborene und im „Kirchhof“ auferzogene Brüderpaar Johann Heinrich und Christian Beyel auf seine Zeit zu wirken gesucht. Sie hatten beide das Schaffhauser Collegium humanitatis besucht und sich dann auf Hochschulen die damals verlangte höhere Bildung erworben, wofür sie auch eine gute Begabung mitbrachten.

### 3. Heinrich Beyel, 1804—1874

studierte Theologie und war Pfarrer in Hausen und Ossingen. Er schrieb eine Abhandlung über „Das wünschenswerte Verhältnis von Staat und Kirche“, die einem Vortrage zu Grunde lag, den er 1839 an der Schweizerischen Predigerversammlung hielt. Dieses uralte Thema war zeitgemäß und traf den innersten Kern der Fragen, die seit der Einführung des Christentums die Welt bewegten und im Kanton Zürich seit der Reformation von größter Bedeutung wurden. Der Kirchenstaat, den Zwingli und seine Nachfolger aufgerichtet hatten — mit seiner festen Glaubensordnung, woraus die staatlichen Grundlagen abgeleitet wurden — ging seinem Ende entgegen. Der Kampf um Strauß erregte jetzt die Geister, und in gläubigen Kreisen fürchtete man, daß der Staat seine Macht über die Kirche mißbrauchen und das Wesen der Kirche — ihre Einstellung auf bestimmte Glaubenssätze — gefährden werde. Damals tauchte das Wort von der staatsfreien Kirche auf, und es lag nahe, daß der in pietistischen Kreisen auferzogene und positiv orientierte Pfarrer Heinrich Beyel dieser Strömung entgegenkommen würde. Dies war aber nicht der Fall. Seine klaren und

außerordentlich scharf gefaßten Ausführungen sind noch heute für jeden, der ein Zusammenarbeiten von Staat und Kirche befürwortet, das Vorzüglichste, was man sagen kann. Er faßt das wünschenswerte Verhältnis von Kirche und Staat in die Formel einer gegenseitigen Subordination, „so daß in Beziehung auf geistige Einwirkung und Bestrebung der Staat der Kirche untergeordnet ist und umgekehrt in Beziehung auf äußere Anordnung und Leitung die Kirche dem Staate. Durch die Trennung von Kirche und Staat verliert dieser seine geistigen Grundlagen und seine Würde. Die Kirche anderseits verliert ihre natürliche Stütze bei der Ordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten.“ So ist es auch gekommen. Je mehr Staat und Kirche sich voneinander lösten, umso mehr hat der Staat an geistigem Wollen und Können eingebüßt und ist so ein Apparat für Besorgung materieller Geschäfte geworden. Die feinen Fäden, die das geistige Leben verbinden und durch welche die Völker geleitet werden, entgleiten dem Staate immer mehr. Um seine Stellung zu wahren, ist er auf Gewaltmittel angewiesen und schafft sich so eine Gegnerschaft, die sich in ihrem Freiheitsgefühl verletzt fühlt. Die Kirche — besonders die protestantische — hat bei diesem Verhältnis der gegenseitigen Neutralität auch nicht gewonnen; ihre Macht und ihr Einfluß gehen zurück. — Noch in einer anderen, die Kirche betreffenden Frage hatte Pfarrer Heinrich Beyel einen voraussehenden Blick. Er sprach sich entschieden für die gemischte Synode in der evangelischen Kirche aus, untersuchte eingehend die Wahlmethoden und kam zu Vorschlägen, die sowohl dem Laienelement als der Geistlichkeit ihre richtige Vertretung geben. Heute — nach drei Menschenaltern — sind wir soweit, daß sich dieser Gedanke an vielen Orten durchgesetzt hat. — Eine Schrift seines Schwagers Mörikofer vom Jahre 1838 „Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache“, welche die Anregung zu Dialektstudien gab, die später im Schweizerischen Idiotikon ihre systematische Durchführung fanden, interessierte Pfarrer Heinrich Beyel sehr. Mit einem kleineren Freundeskreise begann er eine Sammlung von Dialektwörtern anzulegen, die dem Idiotikon vorarbeitete.

Leider war das Leben Pfarrer Heinrich Beyels vielfach durch die Sorge für die Gesundheit getrübt. Verheiratet war



er seit 1848 mit Julia Im Thurn von Schaffhausen, wohin er sich in den späteren Jahren zurückzog und wo er auch nach langem Leiden starb.

#### 4. Die Beziehungen zu J. C. Mörkofer, 1799—1877

Im Jahre 1832 verheiratete sich eine Schwester der beiden Beyel mit dem Frauenfelder Historiker J. C. Mörkofer. Während der Hochzeitsreise übernahm dann der nunmehr 24jährige Christian Beyel dessen Stellvertretung an der Provisoriatschule Frauenfeld. Daraus entwickelten sich angenehme Beziehungen zwischen den beiden Schwägern. Hierüber — aber auch über Mörkofer selbst — enthalten die „Lebenserinnerungen“ aufschlußreiche Mitteilungen.

J. C. Mörkofer entstammte einfachen Verhältnissen. Seine Fähigkeiten wurden aber in den Schulen frühzeitig erkannt. Und da man für den neuen Kanton bestrebt war, Lehrkräfte heranzuziehen, wurde ihm 1877 schon mit 18 Jahren ermöglicht, nach Zürich zu gehen und dort die höheren Schulen zu besuchen, die damals die gesamte Ausbildung für das höhere Lehramt und die Theologie vermittelten. Die Zürcher Jahre brachten dem jungen Studenten, der außerordentlich strebsam und anpassungsfähig war, viel Gewinn. Er knüpfte nach allen Seiten Beziehungen an und fand durch Studiengenossen Eingang in gute Zürcher Familien. Da er von Haus nicht der akademischen Schicht angehörte, bemühte er sich, durch den Verkehr mit literarischen und gelehrten Kreisen in diesen heimisch zu werden, was ihm auch trefflich gelang. Nach vier Jahren schloß er die Zürcher Studien ab; mit einem Ordinationszeugnis, das durch zwei Noten bemerkenswert ist. Während nämlich seine Predigt als ausgezeichnet beurteilt wurde, ob- schon ihm das Predigen gar nicht lag und — wie er selbst sagte — auch Breite und Schwung fehlte, hatte er in Geschichte eine sehr mäßige Note; und in einem besonderen Monitorium wurde ihm sogar ans Herz gelegt, daß „das Studium der Geschichte für die Geistlichen gar nicht unwichtig sei“. Und doch war gerade Geschichte sein Lieblingsfach, in dem er später auch ganz Hervorragendes leistete. Sofort nach der Prüfung trat Mörkofer als Lehrer in die Provisoriatschule ein. Schon damals war vorauszusehen, daß sie sich mit der Zeit zu einer Kantons-



schule erweitern werde. Zunächst gelang es ihm, mit Unterstützung des katholischen Landammanns Anderwert die Trennung nach Konfessionen zu beseitigen, und Mörkofer übernahm das Rektorat der vereinigten Schulen. Ganz modern mutet es an, daß man auch die Mädchen in die Knabenklassen dieser Mittelschule aufnahm, ohne daß Übelstände sich gezeigt hätten.

Nebenbei beschäftigte Mörkofer sich auch mit Politik und schrieb in jener bewegten Zeit konservativ orientierte Artikel in die Thurgauer Zeitung, die dem Buchdrucker E. Fehr gehörte. Als dieser sich dann nach einem passenden Redaktor umsah, machte ihn Mörkofer auf seinen Schwager Christian Beyel aufmerksam.

### 5. Christian Beyel-Haill, 1808—1858

studierte nach dem Besuche des Schaffhauserschen Collegium humanitatis — wie sein um vier Jahre älterer Bruder Heinrich — in Tübingen Philosophie und Wirtschaftslehre. Die Vertretung des Schwagers Mörkofer während dessen Hochzeitsreise im Frühjahr 1832 war seine erste öffentliche Betätigung, womit er in Frauenfeld einen sehr guten Eindruck erweckte. Besonders soll ein Bericht von ihm über eine Volksversammlung in Weinfelden und über deren Leiter ebenso sehr für die Tüchtigkeit der Gesinnung als das gesunde Urteil des Verfassers Zeugnis abgelegt haben. So war der Kreis um die Thurgauerzeitung froh, in Christian Beyel einen in jeder Beziehung geeigneten Bewerber für die Redaktion zu finden, der sich dann in kurzer Zeit zu einer Persönlichkeit von ganz hervorragenden Qualitäten entwickeln sollte. In der Schicht, aus welcher Beyel kam, war der Beruf eines Zeitungsschreibers damals nicht besonders angesehen. Man schrieb ja gelegentlich in die Zeitung, aber nicht gegen Bezahlung. Beyel hatte diese Bedenken nicht, und er hat stets dem Berufe eines Journalisten, den man so oft in unkluger Weise Ausländern überließ, Ehre gemacht. Auch der Druckereibesitzer Fehr war froh, einen Mann von der Bildung Beyels als Redaktor gefunden zu haben. Dieser übernahm bald auch die Druckerei, arbeitete sich schnell in den neuen Beruf ein und lernte sogar auch das Setzen. Und da er immer voll von Ideen war, versuchte er allerlei Neuerungen; die Mechanisierung der Setzarbeit beschäftigte ihn bei-

spielsweise jahrelang. Er baute auch das Haus um, richtete eine Leihbibliothek sowie einen Bücherzirkel ein und komplettierte die Buchdruckerei durch eine lithographische Anstalt. So entwickelten sich Druckerei und Buchhandlung rasch zu einem angesehenen Verlag, in welchem beispielsweise Arbeiten von Wackernagel, Hagenbach, Vögeli, Hottinger, Schweizer und Kirchhofer, Fröhlich und Jeremias Gotthelf erschienen; Gerlach, Fischer und Wackernagel gaben hier das „Schweizerische Museum“ heraus. In den „Alpenrosen“ suchte Beyel ein Zentrum für schweizerische Dichter zu schaffen. Später kam dazu noch ein Verlag für Schweizer Karten, für deren Herstellung Ingenieur Rudolf Groß angestellt wurde; sie sollten dem Fremdenverkehr dienen, der in den 1850er Jahren sich zu entwickeln begann. Beyel war einer der ersten, die das Genie von Jeremias Gotthelf erkannten. Uli der Knecht erschien 1841 in seinem Verlage — trotz den Bedenken Mörikofer, der sich an der derben Sprache von Vigiuss stieß und an manchen Dialektworten, die ihm gemein vorkamen. Zu den Dichtern, die in den „Alpenrosen“ Poesien veröffentlichten, gehörte auch Gottfried Keller. Die erste Studie, die C. F. Meyer an die Öffentlichkeit brachte — eine Übersetzung aus dem Französischen — ward in Frauenfeld verlegt. Beyel war aber nicht nur Verleger der genannten Autoren, sondern vielfach auch ihr Gastgeber. Bei den beschränkten Gastverhältnissen jener Zeit war es nötiger als heute, in persönliche Beziehungen zu treten. Weder Beyel noch Mörikofer waren im Empfang von Gästen schwerfällig; sie setzten damit nur den Brauch fort, der einst im „Kirchhof“ Schaffhausen herrschte. Einmal war auch Uhland zu Gaste, den Beyel während seiner Tübinger Studienzeit kennen gelernt hatte. Als dann in den 1840er Jahren die Welle der Revolution über Deutschland ging, erschienen zahlreiche Deutsche, denen es in ihrem Vaterlande zu heiß wurde, in Frauenfeld und fanden im Beyelschen Hause eine Zuflucht.

Eine neue Note kam in diesen Verkehr durch Johann Kaspar Bluntschli, der von mütterlicher Seite her mit den Beyels verwandt war. Obschon gleichaltrig mit Christian Beyel, lernten sie sich doch erst spät persönlich kennen. In einem Briefe vom 30. Juni 1835 macht Christian Beyel dem Schwager Mörikofer Mitteilung von seinem ersten Besuch bei Bluntschli. Die diesem Briefe entnommenen, nachfolgenden Stellen sind

für die damalige politische Lage in Zürich und für die späteren Beziehungen zwischen den beiden Vettern charakteristisch. Der Brief beginnt: „Als ich zu Bluntschli kam, fiel mir zuerst sein Äußeres auf. Er trägt einen schönen, bunten Talar mit Pelz verbrämt. Dies gibt einen gewissen Nimbus.“ Die ganze Ausstattung der Wohnung, die vielen Bücher und schönen Gemälde flößten Beyerl Respekt ein. Von Schaffhausen und dem „Kirchhof“ her war er diese Stadtherrlichkeit nicht gewohnt, und er seufzt im Briefe: „So möchte ich es auch haben. Natürlich vertieften wir uns beide in die Politik. Daß ich ihm aus dem Thurgau und er mir von Zürich erzählte, versteht sich von selbst.“ Bluntschli habe bemerkt: „Unter den jetzigen Umständen fange er fast zu fürchten an, daß das Regiment der Alten wieder hergestellt werden möchte, und mit diesen Böpfen sei noch schlimmer fortzukommen als mit den Radikalen. Auffallend sei es, daß selbst Dr. Ludwig Keller sich nicht mehr so sicher im Räte bewege und oft genötigt sei, mit schneidender Beredsamkeit gegen seine eigenen Leute zu reden.“ Friedrich Ludwig Keller zum Steinbock war damals im Zürcher Großen Räte der allmächtige Führer der Radikalen. Bluntschli sah schon die kommende Wendung voraus und war vier Jahre später der Mann, der zwischen beiden Parteien — den Böpfen und den Radikalen — den Weg in die Höhe fand. Beyerl schreibt dann noch: „Es ist bemerkenswert, daß unter den gescheiten Köpfen sich überall die Idee der Monarchie anbahnt. Keller soll ihr gar nicht abgeneigt sein. Jedenfalls dürfte unter Umständen, wie die unsrigen heute sind, eher die Schweiz sich monarchischen Formen — wenn auch nicht mit Herauslösung eines Königs — nähern, als daß die Welt sich in Republiken auflöst. Fast bis ein Uhr verplauderte ich bei Bluntschli. Ich glaube, er wäre gar nicht abgeneigt, mir den „Constitutionellen“ (sein damaliges Organ) abzutreten — versteht sich mit dem Vorbehalt, das Blatt unter seiner Leitung fortbestehen zu lassen.“ Hierzu bemerkt Dr. Christian Beyerl: „Man mag sich über solche monarchische Anwandlungen wundern; aber nach großen Umwälzungen sind derartige Stimmungen sehr begreiflich. Die Autorität — diese Klammer, welche die Völker in einer Gesellschaft zusammenhält — geht vielfach verloren, man sehnt sich nach einem starken, von der Masse unabhängigen Regiment, unter dem der Bürger ruhig seiner Arbeit nachgehen kann, und

hofft, daß dann diese starke Hand in der Monarchie die passende Staatsform besitze. Damals gestalteten tatsächlich die Verhältnisse sich so, daß der liberale Bluntschli sowohl wie der radikale Keller — diese beiden überragenden Zürcher — mit der Zeit die Republik zu klein für ihren Tatendrang fanden und später zur Monarchie übergingen.“

Diese persönliche Begegnung der beiden „Vettern“ war der Anfang politischer und geschäftlicher Zusammenarbeit. Die Thurgauer Zeitung wirkte im Sinne der Ideen von Bluntschli, und von Frauenfeld kamen Korrespondenzen in dessen Zürcher Leibblatt. Bald beteiligte sich auch Bluntschli mit einem nicht unbedeutenden Kapital an dem Geschäfte, reiste öfters zu Beyel auf Besuch und war mit seiner anregenden, geistreichen Art ein belebendes Element im Frauenfelder Kreise. Nachdem 1839 in Zürich unter Bluntschlis Führung das konservative Stadtbürgertum wieder ans Ruder gekommen war, erschien sogar unter dem Titel „Östlicher Beobachter“ eine den Zürcher Verhältnissen angepaßte besondere Ausgabe der Thurgauer Zeitung, die jeweilen in der Nacht durch einen Boten nach Zürich befördert und am Morgen dort verteilt wurde. Durch die Verbindung mit den Stadtzürcher Konservativen kam auch die Thurgauer Zeitung mehr in das Fahrwasser dieser Partei. Viele Thurgauer waren damit nicht einverstanden; aber das Blatt ging dafür als schweizerische konservative Zeitung weit über die Grenzen des Kantons Thurgau hinaus. Und dieser Ruf blieb ihr, so lange Beyel die Leitung hatte und Mörikofer daran mitarbeitete.

So ums Jahr 1841, da Bluntschli auf der Höhe seines politischen Erfolges in Zürich stand, war Beyel oft Monate dort, sah seinen Vetter viel und geriet durch ihn auch in den Kreis von Männern, den die Brüder Theodor und Friedrich Rohmer um sich versammelten. „Diese Pfarrersöhne aus Weißenburg in Mittelfranken, erfreuten sich im Urteil ihrer Zeitgenossen keines guten Rufes. Man hat sie in die Reihe der vielen deutschen Abenteurer gestellt, die zu jener Zeit in die Schweiz kamen, um ‚diesem rückständigen Hirtenvolke ein Licht aufzustecken‘. Das waren sie nun allerdings nicht; aber die Art, wie sie von Bluntschli in den „Erinnerungen seines Lebens“ geschildert werden, stimmt wohl auch nicht ganz mit den Tatsachen“ — meint Dr. Christian B. und fährt dann fort: „Mein



Vater stand mitten in der Bewegung und schrieb — ganz erfüllt von den Ereignissen — in jenem Winter 1841/42, da die Rohmer in Zürich weilten, eine Anzahl Briefe an Mörikofer. An Hand dieser Briefe will ich versuchen, den Brüdern gerecht zu werden. . . “ Und nun folgt eine breite Darstellung dieser unerquicklichen Geschichte, die ganz Zürich jahrelang in Atem hielt und für die Kreise, die sich mit den Brüdern Rohmer eingelassen haben — insbesondere aber für Bluntschli und seine Partei — geradezu verhängnisvoll war. Meines Erachtens wird sie hier besser mit Stillschweigen übergangen. Dagegen mag festgestellt werden, daß die Niederlage, die der Führer der Konservativen vier Jahre später in der Politik erlitt und zu seinem Weggange von Zürich mitbestimmend war, zum guten Teil auf die mißliche Freundschaft mit den Rohmern zurückzuführen ist, und daß auch Vater Beyerl finanziell schwer geschädigt wurde: direkt, weil große Druckaufträge der Rohmer unbezahlt blieben; indirekt, weil für das junge Geschäft in Frauenfeld die Übersiedlung Bluntschlis nach Deutschland ein schwerer Schlag war, da er mit der Zeit die Teilhaberschaft auflöste und seine Gelder zurückzog.

Schon bald zeigten sich indessen neue Wege, die den rastlosen Christian Beyerl wieder zu einem Arbeitsfeld führten. In den 1840er Jahren sind nämlich die Grundlagen geschaffen worden, auf denen die schweizerische Industrie aufgebaut wurde. Eisenbahn und Dampfschiff hatten im Ausland begonnen, dem Verkehr eine bisher nie geahnte Beschleunigung zu geben, und wurden auch für die Schweiz ein Bedürfnis. Gleichzeitig entstanden — aus Kleinwerkstätten und Mühlen — durch Maschinen betriebene Fabriken. Diese Umwandlungen legten dem Wirtschaftsleben eine große Reihe von Fragen vor, die Beantwortung verlangten und sowohl vom Staate als auch vom Geschäftsmanne neue Pflichten forderten. Vater Beyerl war einer der ersten dabei. Er verfaßte eine eingehende Studie „Über die Handels- und Gewerbeverhältnisse der Schweiz“, die 1840 bereits eine 2. Auflage erlebte. Bald darauf entschloß sich der Verleger Beyerl zur Herausgabe des Schweizerischen Gewerbeblattes. Diese Veröffentlichungen bildeten den Auftakt zur aktiven Heranziehung Beyerls bei der Schaffung neuer Wirtschaftsorganisationen. Am 26. November 1841 schrieb er von Zürich an Mörikofer: „Es wird eine Gesellschaft für indu-



strielle Zwecke zustande kommen. Herr von Schultheß will sich der Sache annehmen. Ich hoffe, daß dann ein eigenes Bureau für die nähere Untersuchung der Verhältnisse geschaffen wird.“ Am 20. Dezember 1841 meldete er weiter: „Am Donnerstag hatten von Schultheß, Direktor Pestalozzi-Hirzel und ich eine Vorberatung, und am Freitag ging alles nach Wunsch. Als Quästor des Handelsvereins ist Pestalozzi vorgesehen, als Aktuar ich. Damit fällt mir die Aufgabe zu, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren. Ich unterziehe mich dieser Aufgabe, weil ich die Notwendigkeit erkannt habe, daß hier etwas geschehen muß, und weil sonst niemand da ist, der dies besorgen würde.“ Nach den im Staatsarchiv Zürich konsultierten Akten war als Präsident ausersehen der oben genannte Anton Friedrich von Schultheß-Rechberg (geb. 1789), der noch am 13. Januar 1842 den Aufruf des provisorischen Komitees zur Gründung des Industrievereins unterzeichnete, aber — erst 52jährig — zwei Tage vor der Gründungsversammlung starb. Diese fand am 25. Januar 1842 im großen Rathausaal statt, und es wurden nun gewählt: als Präsident C. Pestalozzi-Hirzel, als Aktuar Christian Beyel und als Kassier Joh. Caspar Reinhart-Heß in Winterthur. Die auf das Betreiben Beyels zustande gekommene Gründung des Industrievereins sollte offenbar die Lücke ausfüllen, die durch den Wegfall des mit Regierungsdekret von 1833 aufgehobenen Kaufmännischen Direktoriums entstanden war. Diese von der Kaufmannschaft 1662 geschaffene Institution hatte — ohne staatliche Unterstützung — die Wahrung der gemeinsamen Interessen der Zürcher Kaufmannschaft in vorzüglicher Weise besorgt und dabei durch Erhebung minimaler Gebühren für den Postbetrieb sowie durch sorgfältige Verwaltung der erzielten bescheidenen Reinerträge in dem langen Zeitraum von 170 Jahren nach und nach ein größeres Vermögen geäuft. Dieser Schatz erweckte in der Zeit der großen Umwälzung des Jahres 1830 den Neid der staatlichen Organe, was drei Jahre später zur Aufhebung der altehrwürdigen Institution führte. Das Vermögen von 862 000 Gulden wurde gemäß vertraglicher Abmachung in der Hauptsache für nützliche städtische Bauzwecke verwendet: Helmhausbrücke, neues Kornhaus (spätere Tonhalle gegenüber dem jetzigen Corso), Erstellung des Quais oberhalb des Rathauses, Straßendurchbruch von der Torgasse zur Schmidgasse, Begräumung des

Wellenbergs, Anlage der neuen Poststraße vom Paradeplatz zum Münsterhof. Als Ersatz für das Kaufmännische Direktorium schuf die Regierung eine ihr unterstellte Kommission von fünfzehn Mitgliedern und nannte sie Handelskammer. Trotz der amtlichen Taufe erwies die neue Handelskammer sich nicht als solche und wurde später in eine regierungsrätliche Kommission umgewandelt. Eine noch kürzere Existenz war einem schon am 23. September 1833 von der Kaufmannschaft — als Ersatz für das Kaufmännische Direktorium — gegründeten „Verein zur Beförderung der Industrie“, mit alt Regierungsrat Escher-Schultheß als Präsident und Dr. Bernhard Hirzel als Aktuar, beschieden. Im Staatsarchiv sind außer den Statuten zwei Rechenschaftsberichte dieses Vereins aufbewahrt, aus denen es sich ergibt, daß er bei der Gründung 484 Mitglieder besaß und ein Vermögen von 4240 fl. (Louis d'or à 10 fl.) zusammenlegte, das aber — trotz seiner nur sehr bescheidenen Betätigung — laut dem zweiten Geschäftsbericht schon auf 966 fl. zusammengeschmolzen war. Da weitere Veröffentlichungen fehlen, geht man wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Verein infolge der Gründung der staatlichen Handelskammer (1835) eingeschlafen ist.<sup>27)</sup>

So war es denn begreiflich, daß anfangs der 1840er Jahre die Kaufmannschaft sich wieder selbst regte und den „Bürcher Industrieverein“ schuf.<sup>28)</sup> Aktuar Christian Beyel machte sich mit Eifer an den von ihm gesuchten Auftrag, die wirtschaft-

---

<sup>27)</sup> Über diese Verhältnisse vgl. Emil Richard, Jubiläumsschrift der Zürcher Handelskammer. Zürich 1924. Bd. I, S. 37 ff.

<sup>28)</sup> Ich habe schon in meinen „Lebenserinnerungen“ betont, daß eine Institution wie eine Handelskammer oder ein Handels-Industrie-Verein nur gut arbeitet, wenn das Sekretariat entsprechend bestellt ist. Die Vorstandsmitglieder mögen noch so intelligente Männer, noch so tüchtige Geschäftsleute sein, sie mögen in den Sitzungen und in privaten Besprechungen mit dem Leiter des Sekretariates noch so zweckmäßige Ideen entwickeln — werden diese Ideen nicht mit Verständnis und Liebe verarbeitet, so ist alle Mühe umsonst. Aber selbst das genügt noch lange nicht, daß der Sekretariatsleiter Anregungen gut verarbeitet, die ihm gemacht werden. Notwendig ist überdies, daß er selbst findig ist und daß er auch — gleichwie ein tüchtiger Kaufmann seinen Geschäftsaufträgen nachgeht — die Arbeit direkt sucht und mit Seherblick in die Zukunft das Material von langer Hand dafür bereit stellt. Diesen Spürsinn und diese Arbeitslust besaß Christian Beyel in hervorragender Weise. Und es war deshalb für den neugeschaffenen Industrieverein ein großes Glück, daß ein Mann von diesen seltenen Qualitäten sich entschloß, im Nebenamte das Aktuariat zu übernehmen. E. R.

lichen Verhältnisse zu studieren, und legte im September 1843 dem Industrieverein einen „Kommissionalbericht über die schweizerischen Verkehrsverhältnisse“ vor. Diese interessante Arbeit, die noch im gleichen Jahre als Buch von 187 Seiten, gedruckt bei Christian Beyel in Frauenfeld, erschien, war für die damalige Zeit eine ganz ausnahmsweise Rundgebung und besitzt deshalb einen großen historischen Wert. Gar nicht hoch genug ist aber — sowohl wegen des zusammengetragenen, reichen Materials, als auch wegen der vom Autor daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen — der praktische Wert des Beyelschen Buches für die in den folgenden Jahrzehnten einsetzende wirtschaftliche Entwicklung einzuschätzen. Der Weg, den die Schweiz in wirtschaftlicher Beziehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging, ist bis in viele Einzelheiten hinein von Beyel in diesem Buche geradezu vorgezeichnet. Er selbst war ja durch Tradition und Überzeugung weltanschaulich konservativ eingestellt. Hier aber dringt er mit eindringlichen Worten auf eine Vereinheitlichung der Gesetzgebung in wirtschaftlichen Dingen und auf eine Ablösung der kantonalen fiskalischen Herrlichkeiten zu Gunsten eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes mit Zentralstelle am Sitze der Bundesgewalt. Obschon erst hundert Jahre seither vergangen sind, kann man sich heute doch kaum mehr vorstellen, wie klein und eng die Verhältnisse damals waren, die in dem Buche dargestellt werden. Jeder Kanton war für sich ein abgeschlossenes, mit Zollschranken umgebenes Wirtschaftsgebiet und wachte ängstlich über seine Souveränität. Das war schön und recht, solange es dem Schutze der engeren Heimat — der heimischen Art — galt. In vielen Stücken bedeutete aber dieses Festhalten an der Souveränität nur ein Anklammern an die fiskalischen Interessen. Die Regierungen brauchten Geld, das schon damals der Bürger höchst ungern direkt der Steuerbehörde ablieferte. So erhob man es eben indirekt durch Zölle von Kanton zu Kanton, durch Weg- und Brückengelder usw. Jeder Kanton hatte hiefür sein eigenes System, und es ist erstaunlich, wie findig man in diesen Dingen war; besonders in den kleinen Kantonen. Es betrug beispielsweise die Zolleinnahmen des Kantons Tessin im Jahre 1842 273 655 alte Franken, diejenigen des Kantons Zürich bloß 20 500 Franken; zum Vergleich mag auch angeführt werden, daß der eidgenössische Grenzzoll im gleichen

Jahr sich nur auf 250 000 Franken stellte. Der Verkehr wurde durch Weggelder schwer belastet; sie betrugen durchschnittlich 4—6 Rappen per Stundenzentner, schwankten aber von Kanton zu Kanton so sehr, daß die Waren nicht die kürzesten, sondern die billigsten Wege einschlugen. Es war gelegentlich sogar lohnend, der Grenze nach durchs Ausland zu fahren und am Orte der billigsten Taxe wieder in die Schweiz zu kommen. Der Postverkehr war meistens in den Händen von Gesellschaften; nur in wenigen Kantonen wurde er vom Staate besorgt. In bezug auf Briefe und Pakete machten sich die verschiedenen Post-Institute förmlich Konkurrenz. Immerhin stand die Frage der Besserung dieser Verhältnisse durch Abschluß von Konkordaten damals in Prüfung. Im Münzwesen herrschte eine Mannigfaltigkeit, die jedem Sammler Freude machen mußte — weniger aber dem Geschäftsmann. Wieviel Geld geprägt wurde und im Umlauf war, wußte kein Mensch. Banken gab es nur wenige; das Geldleihgeschäft sowie die Aufnahme von Schuldbriefen vollzogen sich — fast patriarchalisch — in den kleinsten Kreisen; den Schuldenbauer erbte man wie einen anderen Gegenstand.

Dies sind einige Punkte — andeutungsweise herausgehoben aus dem Beyelschen Gutachten — die zeigen, welche Formen der schweizerische Kleinbetrieb in natürlicher Entwicklung angenommen hatte. Die neue Zeit aber verlangte andere Formen; und es galt nun, die Widerstände gegen die Reformen zu bekämpfen, das Beharrungsvermögen am Althergebrachten zu überwinden. Der direkte Ausgangspunkt für Beyels Anregung zur Gründung des Industrievereins war eine Krisis, die dem industriellen Aufschwung der 1830er Jahre im Kanton Zürich gefolgt war. Nach Untersuchung der faktischen Verhältnisse kommt der Verfasser zum Schlusse, daß die Landwirtschaft nur  $\frac{3}{4}$  der Bevölkerung ernähren könne; die Industrie sei also nötig und müsse mit allen Mitteln gefördert werden. Sie könne aber nur gedeihen, wenn die ganze Schweiz sich zu einem einheitlichen Wirtschaftsganzen zusammenschließe, wenn also die kantonalen Zwischenzölle und zahlreiche andere Abgaben, die Handel und Verkehr erschweren, abgelöst werden, damit die Schweiz als einheitliches Zollgebiet dem Ausland gegenüber als Verhandlungspartner aufzutreten legitimiert sei. Und der Berichterstatter stellt die Frage: „Was ist unter den



obwaltenden Umständen zu tun?“ Seine Antwort lautet: „Eine zu schaffende Eidgenössische Handelskammer soll diese Anregungen beraten und die Behörde zur Durchführung der nötigen Maßnahmen veranlassen.“

So einfach und zweckmäßig Beyels Vorschläge auch sein mochten, so schwer mußten sie wohl seinen Zeitgenossen vorgekommen sein. Denn es handelte sich um eine vollständige Umänderung der staatlichen Struktur. Wenn daher die Publikation bei Einsichtigen schon Beachtung fand, so wird doch wohl auch mancher Eidgenosse über diesen Stürmer das Haupt geschüttelt und seinen kühnen Plänen die Anerkennung versagt haben. Immerhin brachte die 1848er Verfassung mancherlei Verbesserungen in der von Beyel angedeuteten Richtung.<sup>29)</sup>

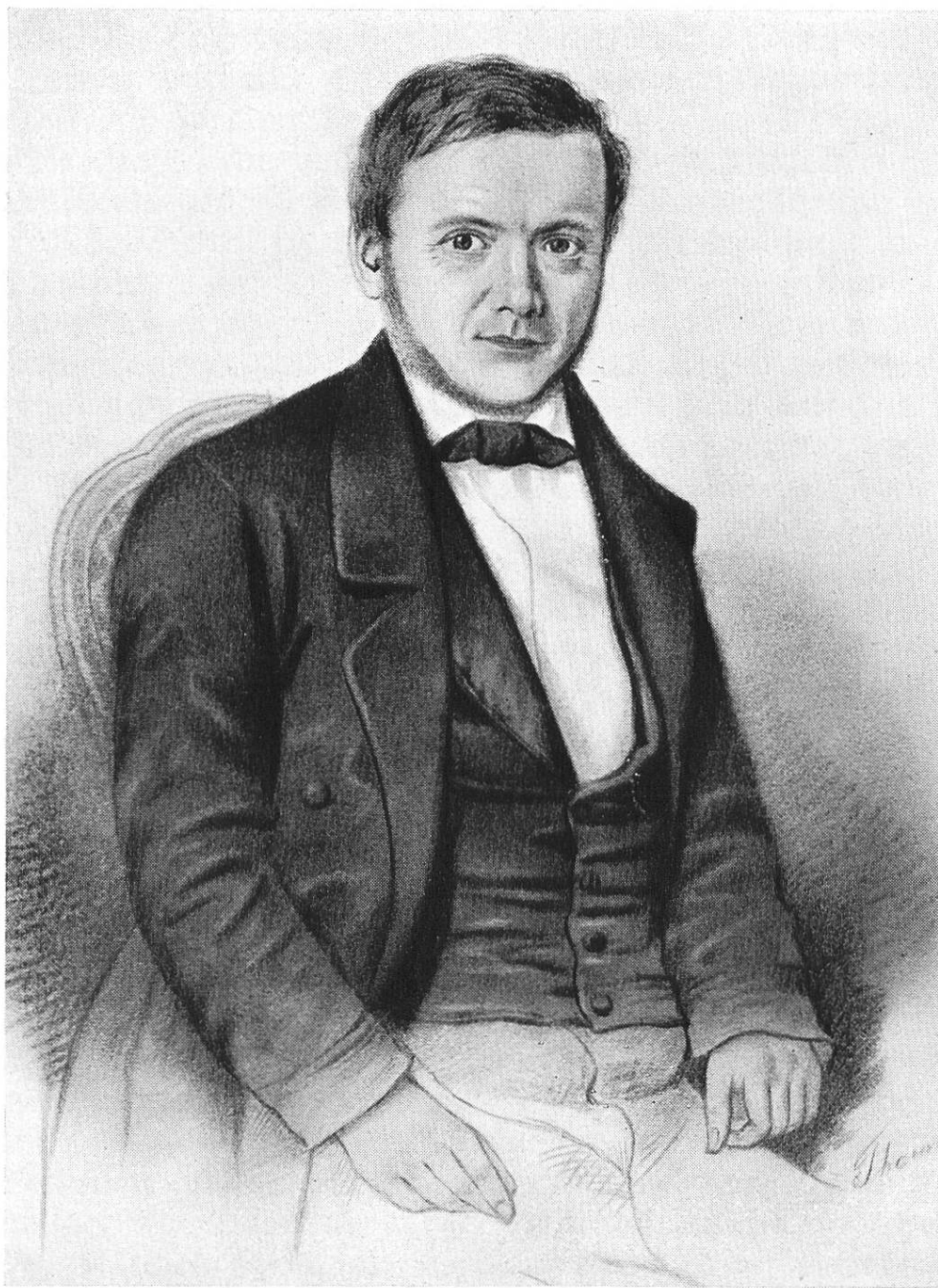
Die Studien, die für seinen Bericht notwendig waren, brachten Beyel dazu, über wirtschaftliche Fragen noch mehr als bisher zu schreiben. Als Redaktor der in seinem Verlage erscheinenden Thurgauer Zeitung hatte er reichlich Gelegenheit dazu. Er erweiterte diese Tätigkeit durch Herausgabe einer Handelszeitung, die später in dem deutschen Flüchtling von Taur einen geistreichen Redaktor fand. Gleichzeitig faßte Beyel durch monatelange Aufenthalte immer mehr Fuß in Zürich. Dort gehörte er mit zu den Gründern der Baugartengesellschaft, die in einer herrlich gelegenen Besitzung am See, auf der dann später (1877—80) das Börsengebäude erstellt wurde, ein Gesellschaftslokal für Herren schuf. Die Gründung der Zür-

---

<sup>29)</sup> Die Beyelsche Anregung von 1843, eine „Eidgenössische Handelskammer“ zu gründen, war gewiß recht gut gemeint. Und doch ist es nach meiner Überzeugung, die sich auf jahrzehntelange Erfahrungen und Beobachtungen stützt, als ein Glück zu betrachten, daß sie in der von ihm vorgeschlagenen Form nicht in Erfüllung ging. Denn notwendig war nicht die Gründung einer staatlichen Handelskammer, die — ganz gleichgültig wie sie zusammengesetzt und von wem die Mitglieder gewählt worden wären — sich verpflichtet gefühlt hätte, in bureaukratischer Weise die Interessen des Staates zu wahren; sondern geschaffen werden mußte eine von den Berufsverbänden aus ihren fähigsten Mitgliedern gewählte und mit einem — von ihnen honorierten — Sekretariate ausgestattete private Handelskammer. Diese „Schweizerische Handelskammer“ — mit der Aufgabe und dem Zwecke, die Interessen ihrer Mitglieder und der Allgemeinheit nach allen Seiten zu wahren, in der Regel in Harmonie mit dem Staate, wenn notwendig aber auch in Opposition zu staatlichen Vorschlägen — ist dann allerdings erst sieben- undzwanzig Jahre später (1870) zustande gekommen. Ihre ebenso gründliche wie uneigennützige Arbeit hat ihr bekanntlich auch bei den Behörden ein sehr großes Ansehen verschafft. E. R.

cher Industriegesellschaft hatte Beyel mit den besten Kreisen von Zürich in Beziehung gebracht. So kam es schließlich, daß er in Zürich ein Zweiggeschäft gründete und daß seine Verlagsartikel als Erscheinungsorte Frauenfeld und Zürich nannten. In Frauenfeld besaß er in Georg Stoll, dem späteren Direktor der NOB und der Schweiz. Kreditanstalt, einen trefflichen Geschäftsführer. Anderseits nahm auch sein Schwager Mörkoser sich des Geschäftes sowie der Thurgauer Zeitung an. So schien denn alles auf dem besten Wege zu sein; ein ruhiger Mann hätte nun langsam und zielbewußt alle diese Positionen ausgenützt und wäre dabei zu Wohlstand gelangt. Aber Beyel war eben anders geartet und stets schon wieder mit neuen Projekten beschäftigt, ehe die alten durchgeführt waren. Viele Verwirrung brachten auch die eingewanderten revolutionären Deutschen mit ihren oft recht phantastischen Ideen über Weltverbesserung und Völkerverbrüderung. All diesen Neuerungen gegenüber verhielt sich Beyel ablehnend, und die Thurgauer Zeitung vertrat, solange er sie leitete, — bis 1855 — in Weltanschauungsfragen einen konservativen Standpunkt, einen fortschrittlichen aber in Wirtschaftsfragen.

So eröffnete Beyel mit der Zeit in Zürich eine Sortimentsbuchhandlung und eine Leihbibliothek. Auch verfaßte er einen Katalog mit literarischen Notizen, dessen Ausgabe von 1847 mehr als 7000 Bücher enthält. Im Jahre 1849 gehörte er — eine Folge des von ihm verfaßten Kommissionsberichtes — einer von der neuen eidgenössischen Exekutive, dem Bundesrate, ernannten Kommission an zur Beratung von Wirtschafts- und Eisenbahnfragen. Es war dies eine lebhaft Tagung, die wochenlang dauerte und auf die Neugestaltung des Bundes großen Einfluß hatte. Unter den Männern, die Beyel in Bern kennen lernte, machte ihm Bundesrat Munzinger einen besonders sympathischen Eindruck. Später ist ihm dann der Gedanke nahe gelegt worden, ganz in den Bundesdienst überzugehen; aber „er zog es vor, ein freier Mann zu bleiben“. Im gleichen Jahre 1849 war Beyel mit unter den fünfzehn Buchhändlern, die in Baden den Schweizerischen Buchhändlerverein gründeten, und er übernahm auch das Aktuariat. Die letzte größere Unternehmung Beyels in Frauenfeld war ein Kartenverlag: ein „Schweizer Atlas für Schule und Haus“ war geplant, und der Kartenverlag umfaßte eine große Karte der Schweiz nebst einer



*A. Bayle*

ganzen Reihe Spezialkarten. Die Karte der Schweiz im Maßstabe 1:450 000 fand eine sehr große Verbreitung, und man begegnet ihr noch heute in vielen Häusern. Für die Herstellung der Karten war eine Steindruckerei eingerichtet worden; das Kolorieren besorgten Arbeiterinnen.

Wie man sieht, fehlte es dem Vielbeschäftigten nicht an Unternehmungsgeist. Nach und nach wurde aber für ihn sowohl die Last der Arbeit als auch die finanzielle Beteiligung zu groß. Buchhandlung und Verlag in Zürich und Frauenfeld, Redaktion von Thurgauer Zeitung und Schweiz. Handelszeitung, Kartenverlag, Leihbibliothek — und dazu noch tiefschürfende wirtschaftliche Studien und andere Arbeiten für den Industrieverein, den Buchhändlerverein usw. — das überstieg die Kraft eines Mannes. Und wenn auch das Geschäft in Frauenfeld mit seinen „Brotartikeln“ für Schule und Kirche und mit seinen Druckarbeiten einen guten Erfolg brachte, so war doch auch immer wieder neues Kapital notwendig für die Finanzierung der neuen Unternehmungen. Daher trat zu Anfang der 1850er Jahre die Frage immer näher: Frauenfeld oder Zürich? Beides war auf die Dauer nicht zu halten, wenn auch ein nach damaligen Begriffen ganz anständiges eigenes Kapital im Geschäft steckte. Man mußte also einen Teilhaber suchen. Für den Kartenverlag fand sich ein solcher; aber das genügte nicht. Wie man in der Familie meinte, hätte dem Junggesellen Beyel durch eine „gute Partie“ geholfen werden können. Nun ereignete sich aber im Mai 1851 etwas, was diese Pläne durchschnitt. Beyel lernte in einer Privatgesellschaft eine junge Deutsche kennen, die seit kurzem Lehrerin an einer Zürcher Privatschule war und in den nächsten Tagen als Erzieherin nach Rußland — wo sie ein Engagement angenommen hatte — verreisen wollte. Wenige Tage nachher meldete er seinem Schwager Mörkoser mit großer Herzensfreude, daß er sich mit diesem Mädchen Haill aus Wertheim am Main verlobt habe. Diese plötzliche Nachricht wirkte in der Familie wie ein Bombenschlag. Die deutsche Braut, eine hübsche junge Blondine von 21 Jahren, war katholisch und bei den englischen Fräulein in Alschaffenburg ausgebildet. Das bedeutete allerhand: in jener Zeit, wo die konfessionellen Gegensätze sich wieder so verstärkt hatten, soll eine Katholische gerade in die Familie heiraten, die seit Zwingli's Zeiten in jedem Menschenalter



wenigstens einen protestantischen Pfarrer geliefert hatte! Beyer war aber sein Leben lang ein optimistischer Idealist gewesen und ließ sich durch das allgemeine Kopfschütteln in Zürich, Frauenfeld und Schaffhausen nicht irre machen. Von Hochzeitsfestlichkeiten wird nicht viel erzählt, und anfangs August kam schon das neue Ehepaar von der Trauung in Wertheim zurück! Wie sehr auch das Elternpaar Haill, das sieben Töchter hatte, über diese Heirat sich freute, so war doch auch dort der Protestantismus des Schwiegersohnes ein Stein des Anstoßes; man nahm die Sache gar nicht leicht. Und fast noch weniger leicht nahm sie der Durchlauchtige Fürst von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in dessen Domänenverwaltungen der Vater Haill amtierte. Die Heirat zog vorübergehend eine gewisse Unnade von fürstlicher Seite nach sich. Trotzdem und vielleicht gerade deswegen war die Ehe eine sehr glückliche. In sorgenvollen Jahren bewährte sich die Mutter als eine sehr tapfere Frau, die für den Vater in allen Geschäften wacker mithalf und auch durch ihre ganze Art das etwas kühle Entgegenkommen der Familie und der Schweizerkreise überhaupt in eine wärmere Stimmung verwandelte.

Die Eltern verlebten die ersten Jahre in Frauenfeld in der schön ausgebauten Buchhandlung. Der Vater war nach wie vor viel in Zürich, um dort nach den Geschäften zu sehen. Da zeigte sich Mitte der 1850er Jahre in Jacques Huber ein Mann, der bereit war, den Frauenfelder Teil des Geschäftes zur Hälfte zu übernehmen — zunächst einmal auf drei Jahre. Es wurde dem Vater nicht leicht, auf die Sache einzugehen; nach reiflichem Überlegen kam er aber doch zum Entschlusse, Frauenfeld zu verlassen und nur Zürich beizubehalten. In Zürich hatte er ein großes Haus gekauft; die eine Seite war der Limmat zugekehrt, die andere dem Niederdorf<sup>30)</sup>. Dort richtete er sich geschäftlich ein mit dem Kartenverlag und der Handelszeitung. Die Zürcher beschäftigte damals gerade der Plan einer Quaihaute längs der Limmat. Beyer griff sofort schriftlich und mündlich in die Diskussion ein und wehrte sich energisch für das neue Projekt, das dann auch den Sieg davon trug. Im Oktober 1855 erfolgte auch die Übersiedlung der Familie nach Zürich. Damit war ein gewisses, längst angestrebtes Ziel er-

---

<sup>30)</sup> Laut gütiger Mitteilung von Dr. h. c. Hans Schultheß war es das Haus zur Hoffnung, heute Limmatquai 112.

reicht. Schon seit Jahren hatte sich Beyel immer mehr von Frauenfeld gelöst: die kleinen Verhältnisse genügten ihm nicht mehr; Mörkofer war als Pfarrer nach Gottlieben übergesiedelt; Dr. Kern — der nachmalige Gesandte in Paris — mit dem er eng befreundet war, zog nach Zürich; Rappeler, der ebenfalls dem Beyelschen Kreise angehörte, folgte — als Schulpräsident des neuen Eidg. Polytechnikums — Dr. Kern nach. So hatte — trotz einigen Bedenken — der Wunsch nach Zürich gesiegt. Freilich war es nicht gerade die Zeit einer Hochkonjunktur. Die zweite Hälfte der 1850er Jahre bedeutete im Gegenteil einen Tiefstand im wirtschaftlichen Leben der Schweiz. Aber vieles war im Werden, und es ließ sich erwarten, daß wieder bessere Zeiten kommen würden. In den 1850er Jahren war das große Ereignis die Eisenbahn, durch welche die Schweiz mit der übrigen Welt in bessere Verbindung kam; und Beyel befaßte sich viel mit den baulichen Veränderungen, die das neue Verkehrsmittel seiner Vaterstadt bringen sollte. In drei Broschüren<sup>31)</sup> trat er mit Architekt W. Waser<sup>32)</sup> für einen Nordbahnhof ein — mit Verlegung der Sihl — und löste damit heftige Kämpfe aus — leider ohne durchzudringen mit diesem weitsichtigen Projekte, das für alle Zeiten den Umbau in einen Durchgangsbahnhof gesichert hätte. Schon zehn Jahre nachher zeigte sich alles in einem anderen Lichte. Man sah nun, daß es sich bei einer Eisenbahn nicht um eine Dorf- oder Stadtstraße handelt, deren Trasse diesem oder jenem Grundbesitzer zuliebe so oder so gelegt werden kann, sondern um eine öffentliche Angelegenheit, die für das ganze Volk und seine Existenzmöglichkeit ausschlaggebend ist!

Freilich erlebten die Eltern Beyel diese Zeiten nicht mehr, und so vieles, was Vater Beyel richtig plante und mit einem unverwüßlichen Optimismus betrieben hatte, kam erst später zur Auswirkung. Er sah noch, wie das Frauenfelder Geschäft in den drei Jahren des gemeinsamen Betriebes unter der Leitung Hubers gedieh und daß die Thurgauer Zeitung immer

---

<sup>31)</sup> Zur Beleuchtung der Zürcherischen Bahnhoffrage, Zürich und Frauenfeld 1854, Noch ein Wort zur Zürcherischen Bahnhoffrage, als Manuskript gedruckt 1854; Zur Zürcher Bahnhoffrage, letztes Wort 1854.

<sup>32)</sup> Willy Fries gedenkt in dem Lebensbild: Architekt Wilhelm Waser, 1811—1866, Zürich 1933, S. 106—146, eingehend der Zusammenarbeit mit Christian Beyel.

mehr vom konservativen ins liberale Lager hinüber ging, was für sie geschäftlich vorteilhaft war und auch ihren Einfluß mehrte. Durch die Briefe Beyels in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre zieht sich aber eine gewisse Müdigkeit; nur die Sorge um Weib und Kind veranlaßten ihn auszuharren und auf den begonnenen Wegen weiter zu schreiten. Die Auswanderungsfragen, die bei den schlechten Zeiten in der Luft lagen, beschäftigten ihn stark, und er bearbeitete für eine Gesellschaft einen Siedelungsplan in Texas, erhielt dafür auch das Versprechen auf große Ländereien. Aber es zog ihn nicht dahin; denn er hatte keine Lust — wie seiner Zeit Vetter Bluntschli — aus dem Lande zu gehen. Dagegen überlegte er sich zuweilen, ob er vielleicht doch seine umfassenden wirtschaftlichen Kenntnisse im Staatsdienste verwerten sollte. Alle diese Sorgen und Pläne wurden — ganz unerwartet — durch eine höhere Hand zu nichts gemacht, wie folgende zwei kurze Anzeigen — an Mörikofer gerichtet und unterzeichnet Cammerer — dartun:

Bürich, 7. Januar 1858.

Im Namen Herrn Beyels, meines lieben Prinzipals, der gegenwärtig krank darnieder liegt, erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen den heute früh 9 Uhr nach kurzem Krankenlager erfolgten Tod der lieben Frau Beyel anzuzeigen. Die Beerdigung ist auf Sonntag vormittag angesetzt. C.

Bürich, 9. Januar 1858.

Zu meinem großen Bedauern muß ich Ihnen im Auftrage des Herrn Pfarrer Beyel, der gegenwärtig hier ist, wieder eine traurige Nachricht melden: daß gestern abend zwischen 7 und 8 Uhr Herr Beyel schnell aus dem Leben geschieden ist.<sup>33)</sup> Indem ich Sie zum Begräbnis auf Montag 4 Uhr einzuladen beauftragt bin, empfehle ich mich Ihnen ergebenst. C.

Über das für die drei Waisenkinder schicksalschwere Ereignis gibt Dr. Beyel folgende Darstellung: Als Todesursache

<sup>33)</sup> Im Hist. Biograph. Lexikon der Schweiz II, S. 220 ist das Todesjahr unrichtig mit 1885 angegeben. Leider wurde dieser Druckfehler bereits von anderen übernommen.

wurde bei der Mutter Beyel „Nervenfieber“ angegeben, mit welchem Namen man damals allerlei Krankheiten bezeichnete, die heute bei genauerer Indikation verschiedene Benennungen tragen. Vater Beyel, der schon längere Zeit leidend war, hatte einen „Blutsturz“. Der plötzliche Tod der beiden Eltern, die gemeinsam im Geschäft tätig waren, bedeutete für dieses eine Katastrophe, zumal das persönliche Element gerade im Verlagsgeschäft eine sehr große Rolle spielt und zudem in der Familie niemand war, der sich der Sache annehmen konnte. Onkel Heinrich Beyel — ein kranker Mann — war für jedes Zugreifen im praktischen Leben ungeschickt. Mörikofer hatte sich seit 1851 mehr und mehr zurückgezogen und lebte als Pfarrer in Gottlieben, wo ihm das geistliche Amt viel Zeit zu seinen historischen Studien ließ. Für Huber in Frauenfeld lief im Sommer 1858 die erste dreijährige Vertragsperiode ab, und in seinem Interesse lag es, sich vom Zürcher Geschäft ganz loszulösen; die Bedingungen stellen konnte nun er. So war es das Gegebene, daß die Waisenbehörde die recht verwickelten Verhältnisse ordnete und Haus, Verlag, Buchhandlung usw. so gut und so schnell als möglich verwertete. Alles, was sonst von den Eltern auf die Kinder übergeht — Silber, Hausrat, Andenken . . . — wurde veräußert. Später erhielt ich eine Anzahl Briefe, welche die beiden Brüder Beyel — Vater und Onkel — an Mörikofer gerichtet hatten. Vieles mag unter dem Werte verkauft worden sein. Das Haus in Zürich beispielweise wurde bald nachher um viele tausend Franken höher weiter gegeben; der Zürcher Verlag kam in verschiedene Hände; manches Stück ist heute nicht mehr aufzutreiben. Durch das Entgegenkommen von Freunden gelang es, für die Kinder noch eine kleine Summe zu retten. So sah die Lage der drei kleinen Waisen recht trostlos aus. Aber der liebe Gott hat durchgeholfen. Später erzählte mir Onkel Mörikofer an einigen Abenden im Zusammenhange die Familiengeschichte der Beyel, sprach über das Leben meines Vaters, über seine Pläne und über das tragische Ende. Nach diesen Quellen und einzelnen Mitteilungen von damals noch lebenden Freunden und Bekannten meines Vaters wurde diese sehr unvollständige Geschichte meiner Vorfahren schweizerischer Seite niedergeschrieben. Ich schließe sie mit einer kurzen Charakterisierung meines Vaters:

„Sein Bild mit dem offenen, ehrlichen Gesicht hängt über



meinem Schreibpult. Die braunen, lebhaften Augen verraten einen Mann von Intelligenz, aber auch von vielem Temperament. Er ist kein bedächtiger und vorsichtig berrechnender Zürcher. Eine leise Ironie spielt um seinen Mund, die ihm wohl vielfach Beifall warb, aber nicht immer Freude machte. Er soll ein guter Gesellschafter gewesen sein, und in Usteris Vikari wird erwähnt, daß er trefflich Klavier spielte und bei seinen Besuchen gelegentlich ein Stück vortrug. Von der Mutter her hatte er Schaffhauser Blut in den Adern. In Schaffhausen wuchs er auf, am Rheine — wo die Reben wachsen. Dort ist bekanntlich der Menschenschlag etwas beweglicher als in Zürich — der Stadt der ernstesten Reformation. Freilich bringt diese Beweglichkeit oft eine gewisse Unruhe mit sich. Diese war freilich dem Vater bei seinen geschäftlichen Unternehmungen und Plänen gefährlich und bereitete ihm manche Enttäuschung in Dingen, die richtig ausgedacht waren, aber der Zeit vorgriffen. Dazu kam, daß in der Familie gar keine Geschäftsstradition war. So sahen auch die Familienglieder mit einem gewissen Erstaunen und Schrecken auf die Beyelschen Pläne; ja Mörikofer konnte gelegentlich Christian Beyel und Kaspar Bluntschli in einem Atemzuge als Phantasten bezeichnen. Ich erblicke in ihnen zwei optimistische Idealisten, die einen größeren Wirkungskreis erstrebten. Bluntschli fand, was er suchte, in Deutschland. Mein Vater mutete sich körperlich zu viel zu und rieb sich in den damaligen kleinen schweizerischen Verhältnissen auf. In religiösen Fragen konservativ, in wirtschaftlichen fortschrittlich — war er kaum in einer Partei unterzubringen. In keine Schablone passend — mußte er im Leben ein Kämpfer werden, der sich für seine Ideale einsetzte und daneben stets genötigt war, den Kampf um seine Existenz zu führen. Was ich persönlich über ihn von alten Freunden hörte, machte mir stets einen durchaus sympathischen Eindruck. Es blieb das Bild eines tüchtigen und strebsamen Mannes, der zu frühe aus dem Leben abberufen wurde und nicht erreichte, was er anstrebte. Sein Wollen war aber stets von edler Gesinnung getragen, und seine Mitbürger haben dies auch anerkannt. Daher war mir von meiner Jugend an das Andenken meines Vaters teuer. Ich hörte von ihm — gleichwie von meiner Mutter — stets nur Gutes, und es war mir ein Herzensbedürfnis, dies hier niederzuschreiben.“

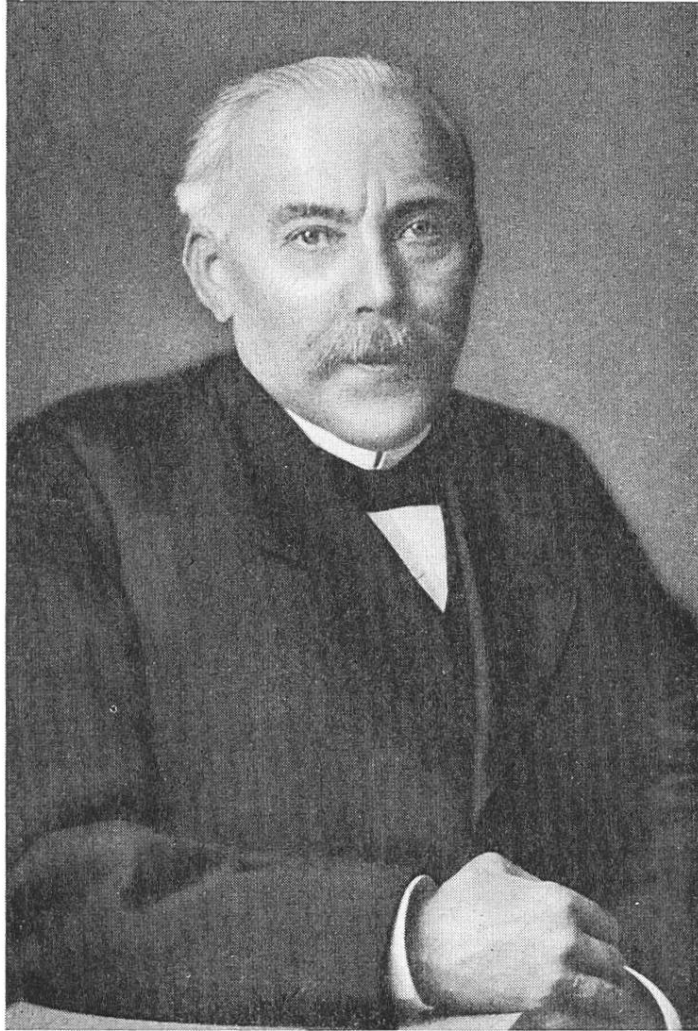
## 6. Dr. Christian Beyel-Schalch, 1854—1941

war gleichwie sein Vater eine komplizierte Natur. Nach dem Lesen seiner Lebenserinnerungen versteht man ihn besser. Er hat sie denn auch offenbar nicht bloß aus dem Bedürfnis heraus geschrieben, die Geschichte seines Geschlechtes darzustellen, sondern vor allem, um sich und den Seinen über das eigene Leben Rechenschaft zu geben. Schon die wenigen Zitate zeigen deutlich, mit welchem tiefen Ernst er sich stets zu den Problemen des Lebens stellte. Gleichwohl ist es wahrscheinlich nicht selten vorgekommen, daß man ihn da und dort verkannte, wenn er mit geschliffenem Munde den Streithahn markierte, während er doch in Wirklichkeit ein herzensguter Mensch mit besten Manieren war und die Opposition sehr oft nur zur Belebung der Diskussion vertrat. Die Herren vom alten Zürich, die ihn gut kannten, wußten den Wert dieses ebenso gediegenen wie bescheidenen Mannes zu schätzen. Vor allem sein Freund F. O. Pestalozzi hielt große Stücke auf ihn.

Nach dem raschen Tode der beiden Eltern waren die drei Kinder an Verwandte verteilt worden. Der erst drei Jahre alte Christian kam nach Wertheim am Neckar in die liebevolle Obhut der Großeltern und der zahlreichen Tanten und Onkel. Hier wurde dem Kleinen eine sorgfältige Erziehung zuteil; ja die gut katholische Familie Haill sorgte sogar gewissenhaft dafür, daß er in der Schule evangelischen Unterricht genießen konnte. In Wertheim erlebte er die beiden Kriege von 1866 und 1870/71; mit der übrigen Jugend begrüßte er das Kaiserreich und schwärmte für Bismarck. Der Bau der Eisenbahn erweckte in ihm den Wunsch Ingenieur zu werden; und da er in der Mathematik stark war, so schien dieser Wunsch gerechtfertigt; aber die rein humanistische Ausbildung des Wertheimer Gymnasiums war dafür nicht geeignet. So kehrte er im Herbst 1871 nach Zürich zurück und besuchte den Vorkurs am Poly, der diese Lücke ausfüllte. Im folgenden Jahre trat er in die Ingenieurschule und machte 1876 das Diplom. Für Ingenieure waren indessen damals die Aussichten schlecht: die schweizerischen Hauptlinien waren erstellt, die Gotthardbahn stand vor einer Krisis, und die Nationalbahn trat mit der Nordostbahn in Konkurrenz. Immerhin hatte die NOB noch ein Bahnstück von Baden nach Niederglatt — nebst dem Umbau der Limmat-

brücke bei Wettingen — zu vollenden. Bei diesen Arbeiten fand er Beschäftigung; als sie jedoch schon nach einem Jahre fertig waren, sah sich die NOB infolge finanzieller Schwierigkeiten genötigt, von der Ausführung weiterer Bauten abzusehen und das Personal zu entlassen. Christian Beyel hatte in dem Jahr der Praxis den Eindruck erhalten, daß er hiefür nicht besonders begabt sei. So entschloß er sich, den Ingenieurberuf aufzugeben und seine mathematische Ausbildung zu vervollkommen. Es wurde ihm von befreundeter Seite möglich gemacht, während drei Semestern die Universität Göttingen zu besuchen und unter Leitung von Professor Schwarz, bei dem er schon am Poly Mathematik gehört hatte, sich noch weiter auszubilden. Im Herbst 1878 nach Zürich zurückgekehrt, wurde er Assistent von Professor Fiedler für darstellende Geometrie und Geometrie der Lage. Diese Beschäftigung — Leitung der Zeichensäle, Abhalten von Repetitorien usw. — sagte ihm zu und ließ ihm auch noch Zeit, um im Januar 1882 an der philosophischen Fakultät der Universität den Doktorgrad zu erwerben. Im folgenden Jahre habilitierte er sich für Mathematik in geometrischer Richtung am Poly. Nebenher veröffentlichte er in der Zeit bis 1914 sechsundzwanzig Abhandlungen mit zahlreichen Figuren.

Dieser Darstellung des Werdegangs und der Entwicklung lasse ich noch einige Mitteilungen folgen, die ich „persönlichen Notizen“ entnahm, die Dr. Christian Beyel mir — dem weitläufigen „Vetter“ — nach einem Aufenthalte in Gersau am 14. Juli 1935 zustellte. „Mit der Anstellung am Poly (1878) kehrte ich wieder dauernd nach Zürich zurück und suchte ein richtiger Schweizer zu werden. So ganz gelang es mir indessen nicht; denn ich hatte das Zürichdeutsch, das ich mit drei Jahren sprach, verlernt und brachte es nie mehr ganz zustande. Die Kehllaute waren im Frankenlande abgeschliffen worden; im Wortschatz hatte ich vom Großvater böhmische und von der Großmutter bayrische Anflänge erworben, und in Zürich wurde ich immer als Deutscher taxiert. Trotzdem nahm ich die alten Zürcher Beziehungen wieder auf, was mich in der Folge auch veranlaßte, meine weltanschaulichen Hefte zu revidieren. Es wurde mir zur Überzeugung, daß die in der heiligen Schrift gegebenen Offenbarungen die Voraussetzungen für unser irdisches Leben sind, weil dieses eine Bindung an Gott und jene



*Dr Chr Beycl.*



transzendenten Wahrheiten bedarf. Nur so wird uns das Leben lebenswert und die Verantwortung tragbar, die es uns auferlegt. Dies wurde mir besonders klar, als ich eine Familie gründete und mir dabei das Los aufs Lieblichste fiel. Im Jahre 1889 heiratete ich Lydia Schalch von Schaffhausen, die mit ihren zwei älteren Schwestern auf dem elterlichen Landgut Rieth wohnte. Sie stimmte mit mir in der christlichen Weltanschauung vollkommen überein. Im folgenden Jahre wurde uns ein Sohn Franz geschenkt, dem leider keine weiteren Kinder folgten...“ Die Ehe war und blieb jedoch eine sehr glückliche, bis Christian Beyel in seinem 86. Altersjahre am 16. Januar 1941 bei normaler Gesundheit und klarem Verstande vom Tode erreicht wurde. — Bescheiden wie der Vater war auch der Sohn

### 7. Dr. Franz Beyel, 1890—1942.

In seinem ganzen Wesen mehr ein Schalch als ein Beyel, glich er auch äußerlich eher der Mutter als dem Vater. Seiner Bescheidenheit entsprechend beschränkte ich mich auf einige wenige Mitteilungen. Nach einer im Elternhause und bei seinen beiden ledigen Tanten in Schaffhausen verlebten schönen Jugend, besuchte er das Zürcher Gymnasium und studierte dann an den Universitäten Berlin und Zürich deutsche Philologie. Nachdem er mit einer bemerkenswerten Dissertation über Gottfried Kellers „Grünen Heinrich“ den Doktor gemacht hatte, erhielt er durch Professor Adolf Freys Vermittlung den ehrenvollen Auftrag, C. F. Meyers Nachlaß zu ordnen. Die Übernahme weiterer derartiger Arbeiten, die ihn der akademischen Karriere entgegengeführt hätten, lehnte er ab und bewarb sich — seiner Neigung entsprechend — 1916 in Basel mit Erfolg um eine Geschichtslehrerstelle an der oberen Realschule, um dann später an die Diplom- und Maturitätsabteilung der dortigen Handelsschule hinüberzuwechseln. Dr. Franz Beyel war sehr intelligent und beherrschte den Stoff, den er dozierte, souverän. Er soll denn auch nicht bloß ein sehr guter und äußerst beliebter Lehrer, sondern für die begabteren Schüler auch ein feinsinniger Mentor in der Literaturgeschichte gewesen sein. Sein Sprachtalent hatte sich — ganz im Gegensatz zum Vater — bei ihm schon gezeigt, als er — der von Mutter und

Tanten her die Schaffhausersche Aussprache gewohnt war — in der Zürcher Schule sofort zum breiten Stadtdialekt überging. Das gleiche Talent machte es ihm in Basel möglich, in kürzester Zeit so perfekt „baselditsch“ zu sprechen, daß man ihn für einen geborenen Basler halten konnte. So bekam er denn auch bald eine Baslerin aus gutem Hause zur Gattin, die ihm bei der ersten Geburt zwei Mädchen und bei der zweiten noch ein drittes Mädchen schenkte. Franz Beyel war ein muster-gültiger Familienvater; Frau und Kinder waren seine Freude und seine Erquickung nach des Tages Arbeit. Aber auch ein intimer Freundeskreis, den er in erster Linie unter seinen Kollegen suchte und fand, war ihm ein Herzensbedürfnis; und wer seine Freundschaft gewann, der hatte nicht auf Sand gebaut. Vom Vater hatte der Sohn den Widerspruchsgeist geerbt. Er liebte die Diskussion und vertrat in der Regel die Minderheit, was bei seiner dialektischen Gewandtheit — nebst Sinn für Humor und Ironie — die Unterhaltung anregte und belebte. Sehr rasch hatte er auch die baslerische Kunst sich angeeignet, für gesellschaftliche Anlässe ein witziges „Stiggli“ zu fabrizieren und dabei — wenn immer möglich — die Zuhörer „liebevoll“ mit hineinzuziehen. Aber nicht nur in Basel, sondern auch in Zürich glänzte er mit seiner Unterhaltungskunst, so an der silbernen und der goldenen Hochzeit seiner Eltern; auch mag ich mich daran erinnern, daß er schon während seiner Studienzeit ein eifriges Mitglied der Constaßel war und einmal am Sechseläuten im Namen der Jungen eine reizende Rede gehalten hat.

Deshalb ist es kein Wunder, daß sein plötzlicher Tod überall eine schmerzliche Lücke hinterließ. Da er schon als Knabe an einem Herzfehler litt, kam der Sichelmann für ihn nicht überraschend. Als stiller Dulder sah er dem kommenden Schicksal in stoischer Ruhe entgegen — wahrscheinlich auch, ohne irgendwie sich dadurch beeindrucken zu lassen, daß mit ihm der letzte Sprosse eines alten Zürcher Geschlechtes dahin schied.

---